

KNAUR 

NINA GEORGE

*Die
Mondspielerin*

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Erweiterte Taschenbuchausgabe Juli 2011
Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2010 by Knaur Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: bürostüd, München
www.buerosued.de

Umschlagabbildung: trevillion images/© Susan Fox

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-50135-1

*Für Jens,
Geliebter, Ehemann und Freund.*

*Und für Wolfgang George
*20. März 1938 †4. April 2011
bester Vater der Welt.*

Es war die erste Entscheidung, die sie alleine traf. Das erste Mal eben, dass sie bestimmte, was zu tun war.

Marianne beschloss zu sterben. Jetzt. Hier. Da unten in den Wassern der Seine, am Ende dieses grauen Tages. Kein Stern war zu sehen. Der Eiffelturm verblasste hinter dunstigem Smog. Paris sonderte ein Rauschen ab, ein ständiges Rauschen, Motorroller, Autos, das Rauschen der Metro tief im Bauch der Stadt.

Das Wasser war kühl, schwarz und sanft. Die Seine würde sie mitnehmen, in einem Bett aus Freiheit und Stille bis ins Meer.

Tränen liefen ihr die Wangen herab, Perlenfäden aus Salz. Marianne lächelte, während sie weinte. Niemals zuvor hatte sie sich so leicht gefühlt. So frei. So glücklich.

»Meine Sache«, flüsterte sie. »Meine Sache.«

Sie zog die mehrfach nachbesohlenen Schuhe aus, die sie vor fünfzehn Jahren gekauft hatte. Heimlich, kein Sonderangebot, Lothar hatte mit ihr geschimpft, als er es erfuhr. Dann hatte er ihr das Kleid dazu geschenkt. Zweite Ware, Webfehler, Preisnachlass, ein graues Kleid mit grauen Blumen. Auch das trug sie heute.

Das letzte Heute. Als sie noch all die Jahre und Jahrzehnte vor sich gehabt hatte, war ihr die Zeit unendlich erschienen. Wie ein Buch, das darauf wartet, geschrieben zu werden, so war ihr das Leben, das noch vor ihr lag, als junges Mädchen vorgekommen. Nun war sie sechzig, und die Seiten waren leer.

Die Unendlichkeit war wie ein einziger, grauer Tag vergangen.

Sie plazierte die Schuhe akkurat nebeneinander auf die Bank neben sich. Dann überlegte sie kurz und stellte sie auf den Boden. Sie wollte nicht, dass die Bank dreckig wurde, eine schöne Frau einen Fleck auf ihrem Rock bekam und darüber in Verlegenheit geriet.

Sie versuchte, ihren Ehering abzuziehen. Es gelang ihr nicht. Sie nahm den Finger in den Mund, schließlich rutschte der Ring ab. Darunter war die Haut hell.

Auf der anderen Straßenseite des Pont Neuf schlief ein Mann auf einer Bank. Er trug ein schmal gestreiftes Hemd wie ein Fischer, und Marianne war dankbar, dass er ihr den Rücken zukehrte.

Sie legte den Ring zu den Schuhen. Irgendeiner würde ihn schon finden und einige Tage davon leben können, wenn er ihn versetzte. Ein Baguette, Pastis, ein Stück Speck. Etwas Frisches. Nichts aus dem Müll. Vielleicht noch eine Zeitung, die ihn wärmte.

»Schluss mit abgelaufenen Lebensmitteln«, sagte sie. Lothar hatte ihr die Sonderangebote in den Wochenblattbeilagen angekreuzt. Wie andere das Fernsehprogramm der Woche markieren. Samstag: *Wetten, dass ...?* Sonntag: *Tatort*. Montag: Paradiescreme mit abgelaufenem Haltbarkeitsdatum. Es wurde gegessen, was angekreuzt war.

Marianne schloss die Augen.

Lothar. Für seine Freunde Lotto. Oberstabsfeldwebel der Artillerie, Mutter der Kompanie.

Lothar Messmann, wohnhaft in Celle, im letzten Haus einer Sackgasse, eine Siedlung wie ein Märklinland,

der Jägerzaun direkt am Wendehammer. Ein Mann, dem das Altern gut stand.

Lothar. Er liebte seinen Beruf. Er liebte sein Auto. Und er liebte den Fernseher. Er saß immer auf dem Sofa, ein Tablett mit Essen vor sich auf dem gekachelten Tisch, die Fernbedienung in der linken Hand, die Gabel in der rechten, den Ton ganz laut, wie es Artilleristen brauchen.

»Schluss mit Lothar«, flüsterte Marianne.

Sie schlug sich auf den Mund. Hatte sie jemand gehört?

Sie knöpfte den Mantel auf. Vielleicht wärmte er noch jemanden, auch wenn sie das Futter so oft genäht hatte, dass es ein unruhiges, vielfarbiges Muster aufwies. Lothar hatte ihr von seinen Reisen nach Bonn und Berlin zur Zentralverwaltung stets die Shampoofläschchen und das Nähgarn aus den Hotels mitgebracht. Kleine Manschetten aus Pappe. Graues Garn, schwarzes, weißes, rotes.

Wer braucht schon rotes?, dachte Marianne und begann, den hellbraunen Mantel zu falten, Kante auf Kante. So wie sie Lothars Taschentücher gefaltet hatte, die gebügelten Handtücher, Kante auf Kante.

Nicht einmal im Leben hatte sie Rot getragen. »Die Farbe der Huren«, hatte ihre Mutter gezischt und ihr eine Ohrfeige gegeben, als Marianne als Elfjährige mit einem roten Halstuch nach Hause gekommen war; sie hatte es gefunden, es hatte nach einem blumigen Parfüm gerochen.

Auf dem Montmartre hatte eine Frau am Rinnstein gehockt. Ihr Rock war hochgerutscht, und sie hatte rote

Schuhe getragen. Ihre verweinten Augen waren mit Lid-
schatten verschmiert. »Nur eine betrunkene Hure«, hatte
jemand aus der Reisegruppe gesagt. Als Marianne zu ihr
gehen wollte, hatte Lothar sie festgehalten. »Mach dich
nicht lächerlich, Annilein, die ist doch selber schuld.«
Er hatte sie daran gehindert, der Fremden zu helfen,
und Marianne weiter in das Restaurant gezogen, in dem
die Busreisegesellschaft einen Tisch bestellt hatte. Ma-
rienne hatte über die Schulter geschaut, bis die fran-
zösische Reiseleiterin ihr kopfschüttelnd erklärt hatte:
»Je connais la chanson – es ist immer dieselbe Leier,
dabei ist es ihre eigene Schuld.«

Lothar hatte genickt, und Marianne hatte sich selbst
dort im Rinnstein gesehen. Das war der Anfang, und
nun stand sie hier.

Sie war noch vor der Vorspeise gegangen, weil sie es
nicht mehr ertragen konnte, zu sitzen und zu schweigen.
Lothar hatte es nicht bemerkt, er war in ein Gespräch
verwickelt, das er seit zwölf Stunden führte. Mit einer
Frau aus Burgdorf, einer fröhlichen Witwe. Die Frau
quiekte ständig »incroyable! – unglaublich!«. Ganz
gleich, was Lothar sagte. Sie trug einen roten BH unter
der weißen Bluse.

Marianne war nicht einmal eifersüchtig gewesen. Nur
müde. Sie hatte das Lokal verlassen und sich immer
weiter treiben lassen, bis sie mitten auf dem Pont Neuf
stehen geblieben war.

Lothar. Es wäre einfach gewesen, ihm die Schuld zu ge-
ben.

Aber so einfach war es nicht.

»Selber schuld, Annilein«, wisperte Marianne.

Sie dachte an ihre Hochzeit im Mai vor einundvierzig Jahren. Ihr Vater hatte ihr auf seinen Stock gestützt zusehen, wie sie Stunde um Stunde vergeblich gewartet hatte, von ihrem Mann endlich zum Tanz gebeten zu werden. »Mein Stehaufmädchen«, hatte Mariannes Vater gesagt, seine Stimme vom Krebs geschwächt. Sie hatte gefroren in dem dünnen weißen Kleid und nicht gewagt, sich zu bewegen. Nicht dass alles nur ein Traum gewesen war und aufhörte, sobald sie einen falschen Schritt tat.

»Versprichst du mir, dass du glücklich wirst?«, hatte ihr Vater sie gefragt, und Marianne hatte mit »ja« geantwortet. Sie war neunzehn.

Am Ende war das nichts weiter als eine große Lüge gewesen.

Ihr Vater war zwei Tage nach der Hochzeit gestorben. Marianne schüttelte den gefalteten Mantel wieder auf, schleuderte ihn auf den Boden und trampelte mutwillig auf ihm herum.

»Schluss! Schluss jetzt! Schluss mit mir!« Sie trat ein letztes Mal auf den Mantel und kam sich verwegen vor. Das Gefühl verging so rasch, wie es aufgebrandet war. Sie hob den Mantel auf und legte ihn auf die Lehne der Bank.

Selber schuld.

Es gab nun nichts mehr, das sie ablegen konnte. Sie besaß keinen Schmuck. Keinen Hut. Sie besaß nichts. Ihre abgeschabte Handtasche, in der sich ein Paris-Reiseführer, ein paar Salz- und Zuckertütchen, eine Haarklammer, ihr Ausweis und ihre Geldbörse befanden, stellte sie zu den Schuhen und dem Ring.

Marianne begann, auf die Brüstung zu steigen. Sie rollte sich erst auf den Bauch, zog das andere Bein nach und drohte dann zurück über die Kante abzurutschen. Ihr Herz klopfte hart, ihr Puls raste, der rauhe Sandstein schürfte ihre Knie auf.

Ihre Zehen fanden einen Mauerspalt, sie drückte sich nach oben. Dann hatte sie es geschafft. Sie setzte sich auf und schwang ihre Füße über den Rand der Brüstung.

Nur abstoßen und fallen lassen, dabei gab es nichts falsch zu machen.

Marianne dachte an die Mündung der Seine bei Honfleur, die ihr Körper nach all den Schleusen und Ufern passieren würde, bevor er das Meer erreichte. Sie stellte sich vor, wie sie sich auf den Wellen um sich selber drehen würde; als ob sie tanzte, zu einem Lied, das nur sie und das Meer würden hören können. Honfleur. Da war Erik Satie geboren; sie liebte seine Musik, liebte ohnehin jede Art von Musik. Musik war wie ein Film, den sie hinter geschlossenen Lidern sah, und bei Satie sah sie das Meer, obgleich sie nie am Meer gewesen war.

»Ich liebe dich, Erik. Ich liebe dich«, flüsterte Marianne; nie hatte sie das zu einem anderen Mann als Lothar gesagt.

Wann hatte er zuletzt gesagt, dass er sie liebte?

Hatte er es jemals gesagt?

Marianne wartete auf die Angst, doch sie kam nicht.

Der Tod ist nicht umsonst. Er kostet das Leben.

Was ist meines wert?

Nichts.

Kein fairer Tausch für den Teufel.

Selber schuld.

Als sie ihre Hände fest in die Steinbrüstung stemmte und nach vorn rutschte, zögerte Marianne und dachte an die Orchidee, die sie im Müll gefunden hatte. Dass sie nach einem halben Jahr Pflege und Vorsingen nun nicht erleben würde, wie sich die Knospe öffnete.

Dann stieß sich Marianne mit beiden Händen ab.

Der Sprung wandelte sich zum Fall, der Fall riss ihr die Arme hoch. Während sie in den Wind hineinfiel, dachte Marianne an die Lebensversicherung, die bei Selbstmord nicht ausgezahlt werden würde. 124563 Euro perdu. Lothar würde außer sich sein.

Doch ein fairer Tausch.

Mit diesem Gedanken schlug Marianne in der eiskalten Seine auf. Ein Gefühl der wilden Freude, das sich in tiefe Scham verwandelte, als ihr graues Blumenkleid ihren Kopf umschloss, während sie versank. Sie versuchte verzweifelt, den Rocksäum nach unten zu drücken, damit niemand ihre nackten Beine sah.

Irgendwann gab sie auf und breitete die Arme aus, sie öffnete den Mund und atmete das Wasser ein, so tief sie konnte.

2

Sterben war wie Schweben.

Marianne lehnte sich zurück. Es war so schön.

Dieses Glück hörte nicht auf, und man konnte es schlucken. Sie trank alles aus.

Siehst du, Papa, versprochen ist versprochen.

Sie sah eine Orchidee, eine violette Blüte, und alles war Musik. Als sich ein Schatten über sie beugte, erkannte sie den Tod; er trug ihr eigenes Gesicht, das Gesicht eines alt gewordenen Mädchens mit hellen Augen und abgeschnittenen braunen Zöpfen.

Sein Mund war warm. Sein Bart kratzte, und immer wieder legten sich seine Lippen auf die ihren, Marianne schmeckte Zwiebelsuppe und Rotwein, Zigaretten und Zimt.

Der Tod saugte an ihr, er lutschte, er war hungrig.

Marianne strampelte.

Zwei kräftige Hände legten sich auf ihren Busen. Sie versuchte matt, diese kalten Finger aufzubiegen, die ihre Brust aufbrachen, Stoß um Stoß. Ein Kuss. Kälte stieß in ihren Rachen.

Marianne riss die Augen auf, ihr Mund öffnete sich weit, und sie spie dunkles dreckiges Wasser, sie bäumte sich stöhnend auf, und als sie nach Luft schnappte, setzte der Schmerz ein wie eine scharfe Klinge, die ihre Lunge in Fetzen schnitt.

Und so laut! Alles war so laut!

Wo war die Musik? Wo war das Mädchen? Wo war das Glück? Hatte sie es ausgespuckt?

Marianne sackte zurück auf den harten Boden.

Der Tod schlug ihr ins Gesicht.

Sie blickte nach oben und sah in zwei himmelfarbene Augen, hustete und rang nach Luft. Matt hob sie ihren Arm und gab dem Tod eine schlaife Ohrfeige zurück.

Der Tod redete auf sie ein, in schnellem, melodischem Französisch, während er sie zwang, sich aufzusetzen.

Marianne gab ihm noch eine Ohrfeige.

Sofort schlug er zurück. Diesmal nicht so fest. Nein.

Eigentlich hatte er ihre Wange gestreichelt.

Sie griff sich ins Gesicht. Wieso spürte sie das?

»Wieso?« Ihre Stimme nur ein dumpfes Kratzen.

Es war so kalt. Und dieses Rauschen! Marianne sah nach links. Nach rechts. Auf ihre Hände, die grün von dem Gras waren, in das sie sich krallte. Der Pont Neuf befand sich wenige Meter entfernt. Sie lag neben einem Zelt auf der *rive droite*, und Paris dröhnte. Und sie war nicht tot.

Nicht. Tot.

Ihr Magen tat ihr weh, ihre Lunge, alles tat weh, sogar ihre Haare, die nass, grau und schwer auf ihre Schultern fielen. Das Herz, der Kopf, die Seele, der Bauch, die Wangen, alles.

»Nicht tot?«, keuchte sie verzweifelt.

Der Mann mit dem Fischerhemd lächelte, dann versank sein Lächeln hinter einem Schatten aus Ärger. Er deutete auf den Fluss, tippte sich an die Stirn und deutete auf seine nackten Füße.

»Warum?« Sie wollte ihn anschreien, aber ihre Stimme zerbrach in heiserem Flüstern. »Warum haben Sie das gemacht?«

Er streckte die Arme hoch, ahmte einen Kopfsprung nach. Zeigte auf Marianne, die Seine und sich. Hob die Achseln, als ob er sagen wollte: »Was hätte ich anderes tun sollen?«

»Ich hatte ... einen Grund. Hatte viele Gründe! Sie hatten nicht das Recht, mir den Tod zu nehmen. Sind Sie Gott? Nein, sind Sie nicht, sonst wäre ich ja tot!«

Der Mann mit den blauen Augen unter den schwarzen, dichten Augenbrauen sah Marianne an, als ob er verstand. Er zog sein nasses Hemd über den Kopf und wrang es aus.

Sein Blick fiel auf das Mal auf Mariannes linker Brust, das durch die aufgegangene Knopfleiste zu sehen war. Seine Augenbrauen schnellten überrascht nach oben. Sie zog den grauen Kleiderstoff panisch mit einer Hand zusammen. Das hässliche Mal – eine seltene Pigmentstörung in Form von Feuerflammen –, sie hatte es ihr ganzes Leben unter zugeknöpften Blusen und hochgeschlossenen Kleidern versteckt. Niemals war sie schwimmen gegangen, nur nachts, wenn niemand sie sehen konnte. Das Mal, das ihre Mutter Hexenfut genannt hatte und Lothar Teufelsding; er hatte es nie berührt und immer die Augen geschlossen, wenn er zu ihr kam und sich fünf Minuten in ihr ausruhte.

Dann registrierte Marianne ihre nackten Beine. Verzweifelt versuchte sie, den tiefend nassen Saum des Kleides herabzuziehen und gleichzeitig die Knöpfe am Busen zu schließen.

Sie schlug die ausgestreckte Hand des Mannes zurück, der ihr aufhelfen wollte, und stand auf. Sie strich sich das Kleid glatt, das nass und schwer an ihr herunterhing. Ihre Haare rochen nach brackigem Wasser. Sie ging mit unsicheren Schritten auf die Quaimauer zu. Zu wenig. Zu wenig, um sich herabzustürzen, sie würde sich verletzen, aber nicht sterben.

»Madame!«, bat der Mann, eine volle Stimme, und griff nach ihrem Arm. Sie schlug die Hand erneut weg. Schlug mit beiden Händen nach ihm, seinem Gesicht,

seinen Armen, mit geschlossenen Augen, doch traf nur Luft. Dann trat sie nach ihm. Er wich aus, ohne zurückzuweichen. Für andere musste es so aussehen, als tanzten sie eine tragische Komödie der Liebe.

»Mir!«, stieß sie hervor, Tritt um Tritt, »mir gehörte mein Tod, mir und sonst niemandem, Sie durften ihn mir nicht wegnehmen!«

»Madame«, bat er erneut und umschlang Marianne mit beiden Armen. Er hielt sie fest, bis sie aufhörte, nach ihm zu treten, und sich schließlich erschöpft an seine nackte Schulter lehnte. Er strich ihr das Haar aus dem Gesicht, seine Fingerkuppen spröde wie Stroh. Er roch nach Übernachtung und der Seine, und er roch nach Äpfeln auf einem sonnenwarmen Holzregal.

Er begann, sie in seinen Armen zu wiegen, so sanft, wie sie noch nie gewiegt wurde.

Marianne begann zu weinen. Sie versteckte sich in den Armen des Fremden, und er hörte nicht auf, sie zu halten und zu wiegen, während sie weinte, um ihr Leben, um ihren Tod.

»Mais non. Non.« Der Mann schob sie ein Stück von sich fort, hob ihr Kinn an und sagte: »Venez avec moi. Venez. On y va. Allez.«

Er zog sie mit sich. Marianne fühlte sich unendlich kraftlos, die groben Steine stießen ihr in die nackten Fersen. Der Mann ließ sie nicht los, während er sie hinauf zum Pont Neuf führte.

Als sie die Brücke betraten, verscheuchte der Fremde mit einem Pfiff zwei Clochards, die sich über zwei Paar Schuhe – Damen- und ungleiche Herrenschuhe – beugten; der eine hatte Mariannes Mantel an seine Brust

gedrückt, der andere mit der verfilzten Wollmütze biss gerade auf den Ehering und verzog das Gesicht.

Als sie auf derselben Höhe waren, zischte der Mann die beiden Clochards an. Der größere zog ein Mobiltelefon hervor. Der kleinere hielt Marianne abwartend den Ehering hin.

Jetzt fing Marianne an zu beben, der Schüttelfrost stieg aus den Tiefen ihres Körpers empor und wusch durch ihre Adern.

Sie schlug dem Clochard den Ring aus der Hand und wollte auf die Brüstung klettern, doch alle drei Männer sprangen gleichzeitig nach vorn und hielten sie fest. In ihren Augen sah Marianne nur Mitleid und Angst, für etwas belangt zu werden, das sie nichts anging.

»Fasst mich nicht an!«, schrie sie. Keiner ließ sie los.

Sie ließ sich widerwillig auf die Bank setzen, der Große legte seinen schweren Mantel um Mariannes Schultern, der andere kratzte sich an der Mütze und kniete sich auf eine ruppige Anweisung hin nieder, um Mariannes Füße mit dem Ärmel seiner Jacke zu trocknen.

Ihr Retter telefonierte. Die Clochards setzten sich neben Marianne auf die Bank. Sanft hielten sie ihre Hände fest, als sie versuchte, sich in die Pulsadern zu beißen. Einer von ihnen bückte sich und legte Marianne ihren Ehering in das hohle Nest ihrer Hände.

Sie starrte auf den matten, gelbgoldenen Reif. Einundvierzig Jahre hatte sie ihn getragen. Nur einmal hätte sie ihn abgelegt. Beinahe. An ihrem vierzigsten Hochzeitstag. Sie hatte das graue Blumenkleid aufgebügelt, die Bananenknoten-Frisur aus einer Zeitschrift abgesehen. Aus einer drei Monate alten Zeitschrift, die sie

aus einem Altpapiercontainer gezogen hatte. Sie hatte ein wenig Chanel-Parfüm benutzt, eine Probe, die der weggeworfenen Zeitschrift beigelegt hatte; es roch blumig, und sie hätte gern ein rotes Halstuch gehabt. Dann öffnete sie die Sektflasche und wartete auf ihren Mann.

»Wie siehst du denn aus?«, war Lothars erste Frage gewesen.

Sie hatte sich vor ihm gedreht und ihm den Sekt gereicht.

»Auf uns«, hatte sie gesagt, »Auf vierzig Jahre Ehe.« Er hatte genippt und dann an ihr vorbei zum Kachel-tisch gesehen, auf dem die geöffnete Flasche stand.

»Den teuren Sekt? Muss das sein, weißt du, wie viel der kostet?!«

»Es ist unser Hochzeitstag.«

»Das ist kein Grund, herumzuprassen. Du kannst mit meinem Geld nicht einfach machen, was du willst.«

Sie hatte damals nicht geweint. Sie hatte nie im Beisein von Lothar geweint. Nur unter der Dusche, wo er es nicht sehen konnte.

Sein Geld. Sie hätte gern für ihr eigenes Geld gearbeitet.

Sie hatte gearbeitet, weiß Gott, erst auf dem Hof ihrer Mutter im Wendland, dann als Hebamme zusammen mit ihrer Großmutter und schließlich als Hauswirtschaftlerin, bis Lothar sie heiratete und er es sich verbat, dass sie Fremden den Haushalt führte; sie hatte seinen zu führen. Sie war seine Putzfrau gewesen, seine Köchin, seine Gärtnerin, seine Gattin, sein Frauchen, »sein Stützpunkt«, wie er es nannte. Für ihre Mutter war sie

Sterbepflegerin gewesen, zwanzig Jahre, erst an Marianes zweiundvierzigstem Geburtstag war es vorbei gewesen. Marianne hatte das Haus bis dahin fast nur zum Einkaufen verlassen, zu Fuß, Lothar hatte ihr verboten, das Auto zu nehmen, und ihre Mutter hatte jeden Tag ins Bett gemacht. Sie konnte nicht selbst aufs Klo gehen, aber Marianne beschimpfen, das konnte sie, jeden Tag, und Lothar schlief immer öfter in der Kaserne oder ging alleine aus, er schrieb seinem Frauchen aus seinen Urlaube Postkarten und ließ die Mamuschka herzlich grüßen.

Marianne ließ den Ehering fallen.

In diesem Augenblick hörte Marianne die Sirene und schloss die Augen, bis der gellende Ton, der sich aus dem Straßengedärm der Stadt näherte, vor ihr innehielt.

Die Clochards wichen vor dem blauen zuckenden Licht zurück, und als zwei Sanitäter und eine kleine Frau mit einem Koffer auf sie zueilten, trat der Mann mit dem Fischerhemd vor, wies auf Marianne, zeigte auf die Seine und tippte wieder an seinen Kopf.

Er hält mich für eine Verrückte, dachte Marianne.

Sie versuchte, in ihr Gesicht das Lächeln zu pressen, das sie Lothar seit Jahrzehnten zeigte. »Du bist viel hübscher, wenn du lächelst«, hatte er nach ihrer ersten Verabredung gesagt.

Er war der erste Mann, der sie hübsch genannt hatte, trotz des Mals und trotz allem anderen. Sie war nicht verrückt. Nein.

Und sie war nicht tot.

Sie sah zu dem Mann, der sie aus der Seine gezogen hatte, ohne dass sie darum gebeten hatte. Er war der

Verrückte. Verrückt genug, um anzunehmen, dass man nur zu überleben bräuchte, um zu leben.

Sie ließ sich von den Sanitätern auf die Liege schmalen. Als sie sie hochhoben und auf die geöffneten Türen des Krankenwagens zurollten, griff der Fremde mit den Himmelsaugen nach Mariannes Hand. Sie fühlte sich warm an, warm und vertraut.

Marianne sah ihr Spiegelbild in seinen großen, schwarzen Pupillen; sie sah ihre hellen Augen, die ihr immer zu groß erschienen waren, die Nase, die so klein war, ein herzförmiges Gesicht und dunkelgraues Haar, graubraun wie totes Holz.

Als sie ihre Hand öffnete, lag ihr Ehering darin.

»Entschuldigen Sie die Umstände«, sagte sie, doch er schüttelte den Kopf.

»Excusez-moi«, ergänzte sie.

»Il n'y a pas de quoi«, sagte er ernsthaft und klopfte sich mit der flachen Hand auf seine Brust. »Vous avez compris?«, fragte er.

Marianne lächelte. Was immer er meinte, er hatte bestimmt recht.

»Je m'appelle Eric.«

Er reichte der Ärztin Mariannes Handtasche.

»Marianne«, wollte Marianne sagen, ließ es jedoch sein; es reichte, wenn er seinen Freunden erzählte, er hätte die Verrückte aus dem Wasser gezogen. Wozu ein Name, Namen sagten nichts.

Marianne griff noch einmal nach Erics Hand.

»Bitte«, sagte sie. »Bitte behalten Sie ihn.«

Er starrte auf den Ring, den sie ihm zurückgegeben hatte.

Dann schlossen sich die Türen.

»Ich hasse dich, Eric«, wisperte Marianne, und ihr war, als ob sie immer noch seine spröden, aber so sanften Finger über ihre Wange streicheln spürte.

Auf der Fahrt schnitten ihr die Haltegurte ins Fleisch. Die Ärztin zog eine Spritze auf und stieß sie Marianne in die Armbeuge. Dann nahm sie eine zweite Spritzen- spitze mit Schmetterlingsflügeln und schob sie Marianne in den Handrücken, um einen Venentropf anzuschließen.

»Tut mir leid, dass Sie wegen mir noch mal rausmuss- ten«, flüsterte Marianne und sah der Ärztin in die brau- nen Augen, die ihr rasch auswichen.

»Je suis allemande«, murmelte Marianne. »Allemande.« Es hörte sich an wie »eine Mandel«.

Die Ärztin breitete eine Decke über sie aus und begann zu diktieren. Der junge Assistent mit dem kargen Bärt- chen am Kinn notierte. Das starke Beruhigungsmittel begann zu wirken.

»Ich bin eine Mandel«, nuschelte Marianne noch und schlief ein.

3

In ihrem Traum saß sie auf dem Pont Neuf. Sie nahm die Armbanduhr ab, die sie gar nicht besaß, zertrüm- merte das Glas auf dem Stein, riss die Zeiger des Ziffer- blattes herunter und warf sie in den Fluss.

Niemandem konnte die Zeit jetzt noch dazwischenkommen. Die Zeit würde stehenbleiben, sobald sie sprang, und keiner würde Marianne daran hindern, ins Meer hineinzutanzten.

Doch als sie sprang, fiel sie langsam, wie durch flüssiges Harz gebremst. Aus dem Wasser stiegen Körper auf; sie schwebten an ihr vorbei, nach oben, während Marianne fiel. Sie erkannte die Gesichter. Jedes einzelne. Es waren ihre Toten. Die aus dem Sterbehospiz, in dem Marianne gearbeitet hatte, nachdem ihre Mutter gestorben war. Zu denen niemand sonst ging, aus Angst, sich mit dem Sterben anzustecken. Marianne hatte ihre Hände gehalten, wenn es so weit war; und an Mariannes Händen geführt, gingen sie hinüber in das Nichts.

Manche wehrten sich, verzweifelt, wimmernd. Andere schämten sich ihres Sterbens. Aber alle hatten sie Mariannes Blick gesucht und sich an ihm festgehalten, bis ihre Augen erloschen.

Auch im Traum suchten sie Mariannes Blick und griffen nach ihren Händen. Stimmen, die jeden unerfüllten Traum betrauertem, jeden nicht gegangenen Schritt, jedes nicht gesprochene Wort, vor allem die zornigen. Das Ungetane war es, das sich keiner der Todgeweihten je verzeihen konnte. Alle hatten es Marianne auf dem Sterbebett gestanden, was sie im Leben nicht getan hatten, was sie versäumt hatten zu wagen.

Das Licht war hell und gleißend, und als sie die Augen öffnete, stand Lothar am Ende des Betts. In seinem dunkelblauen Anzug mit den Goldknöpfen sah er aus wie von einer Jacht heruntergesprungen. Und neben ihm stand eine Frau in Weiß gekleidet. Ein Engel?

Auch hier war es furchtbar laut, Maschinen piepten, Menschen redeten, ein Fernseher lief. Marianne legte ihre Hände an die Ohren.

»Hallo«, sagte sie nach einer Weile.

Lothar drehte sich zu Marianne um. In seinen Augen konnte sie sich selbst nicht sehen. Er kam näher und beugte sich über sie. Betrachtete Marianne wieder, als ob er sich nicht sicher wäre, was er da sah.

»Was sollte das?«, fragte ihr Mann schließlich.

»Was sollte was?«

Er schüttelte den Kopf. Als ob er es nicht fassen konnte.

»Dieses Theater.«

»Ich wollte mich umbringen.«

Lothar stützte die Hand neben ihrem Kopf ab.

»Wozu?«

Bei welcher Lüge konnte sie nur anfangen? »Ist schon in Ordnung«, wo nichts in Ordnung gewesen war? Oder: »Mach dir keine Gedanken«, wo er sich welche hätte machen müssen?

»Ich ... Ich ...«

»Ich, ich«, knurrte Lothar. »Das ist mal ein guter Grund. Ich.«

Wieso sagte sie ihm nicht: Ich will nicht mehr. Ich kann nicht mehr. Lieber sterbe ich, als weiter mit dir zu leben.

Marianne versuchte es noch einmal. »Ich ... ich will ...« Sie stockte wieder. Ihr Mund war wie mit Sandstein gefüllt.

»Ich wollte tun, was ich will.«

Ihr Mann setzte sich auf.

»Tun, was du willst! Aha. Und das kommt dabei heraus, ja? Sieh dich doch nur an.«

Er lachte auf. Sah zu der Schwester, die immer noch da stand und sie beobachtete, und lachte, und dann lachte die Schwester mit, als säßen sie im Zirkus, und der Clown fiel gerade über seine Füße.

Marianne spürte Hitze in ihren Wangen aufsteigen.

Lothar setzte sich wieder auf die Bettkante und drehte ihr den Rücken zu. Sein Lachen hatte abrupt aufgehört.

»Als der Anruf kam, war ich nur noch auf Autopilot. Dein Menü musste ich natürlich zahlen. Ob du dich umbringst, ist dem Koch reichlich egal.«

Marianne zog die Bettdecke höher. Doch ihr Mann saß darauf, und sie zerrte vergeblich. Sie fühlte sich nackt.

»Die Metro fährt nur bis eins. Und das nennt sich Weltstadt! Ich musste ein Taxi nehmen. Das kostet so viel wie der Bus von uns zu Hause bis nach Paris und zurück. Ist dir das klar?«

Lothar atmete hörbar aus, als ob er kurz davor wäre, zu schreien.

»Weißt du überhaupt, was du mir da angetan hast? Willst du, dass wir uns fremd werden? Dass ich jede Nacht das Licht anlassen muss, um nach dir zu sehen?«

»Es tut mir leid«, presste Marianne hervor.

»Ach. Leid. Und an wem bleibt das hängen? Weißt du, wie einen die Leute angucken, wenn sich die Frau umbringt? Das kann einem alles ruinieren, alles. Daran hast du nicht gedacht, als du machen wolltest, was du willst. Als ob du überhaupt wüsstest, was du wolltest.«
Lothar sah auf die Uhr. Eine Rolex. Dann stand er auf.

»Der Bus geht um Punkt sechs Uhr. Dieser Zwangsspaß hier reicht mir.«

»Und ... wie komme ich nach Hause?« Marianne hörte ihre eigene bittende Stimme und schämte sich. Sie besaß wirklich nichts, nicht mal Stolz.

»Den Rücktransport zahlt die Kasse. Morgen kommt ein Psychologe, der dich begleitet. Mein Ticket verfällt, wenn ich nicht mitfahre. Du springst allein von der Brücke, ich fahre allein nach Hause, so macht jeder, was er will. Hast du dagegen irgendwas einzuwenden?«

»Könntest du mich in den Arm nehmen?«, flehte Marianne.

Ihr Mann ging, ohne sie noch einmal anzusehen.

Als sie den Kopf abwandte, begegnete sie dem Blick der Frau im Nebenbett. Sie betrachtete Marianne voller Mitleid.

»Er ist schwerhörig«, erklärte Marianne ihr rasch, »er hat es ... nur nicht gehört. Nicht gehört, verstehen Sie?« Dann zog sie sich die Decke über den Kopf.

4

Der Engel mit den hungrigen Augen, Schwester Nicolette, hatte ihr nach einer Stunde energisch die Decke vom Kopf gezogen und ihr ein Tablett auf den Beistisch geknallt.

Marianne hatte nichts von dem Essen angerührt. Es sah aus wie ein Stück eines totgetretenen Tiers, der glib-

berige Rand hatte nach muffigem Holz gerochen. Die Butter war steinhart gewesen, die Suppe dünn, mit drei Möhrenwürfeln und einem einzelnen Frühlingszwiebelring. Sie hatte die Suppe der Frau im Nachbarbett gegeben. Als diese Marianne über den Arm streichen wollte, war sie erschrocken zurückgewichen.

Nun schob sie sich an ihrem Trof auf Rollen vorwärts und hielt sich das kurze Klinikhemdchen zu, das über dem Hintern offen war. Ihre nackten Fußsohlen schmatzten, wenn sie sie vom Boden nahm. Sie ging den Flur hinunter, bis sie auf einen weiteren stieß, der quer zu ihrem Trakt verlief. An der Ecke befand sich das verglaste Schwesternzimmer.

Ein kleiner Fernseher lief. Ein aufgeregter Nicolas Sarkozy erklärte der Nation seinen Unmut, eine Zigarette dampfte im Aschenbecher vor sich hin. Nicolette hörte Radio, blätterte in einer Zeitschrift und wickelte ein Törtchen aus.

Marianne ging näher heran. Die Musik ... Violinen. Akkordeon. Klarinetten. Ein Dudelsack. Marianne schloss die Augen, um ihren Film zu sehen.

Sie sah Männer mit schönen Frauen tanzen. Marianne sah eine Tafel, Kinder und Apfelbäume, die Sonne, die ein Meer am Horizont beleuchtete, sie sah blaue Fensterläden an alten Sandsteinhäusern mit Reetdach und eine kleine Kapelle; die Männer hatten die Hüte nach hinten in den Nacken geschoben. Sie kannte das Lied nicht, doch sie hätte es gern gespielt. Die Klänge des Akkordeons schnitten ihr tief ins Herz.

Sie hatte Akkordeon gespielt, erst mit einem kleinen und dann, als ihre Arme lang genug waren, mit einem

großen. Ihr Vater hatte es ihr zum fünfzehnten Geburtstag geschenkt. Ihre Mutter hasste es. »Lern nähen, das macht weniger Lärm.« Irgendwann hatte Lothar das Akkordeon auf den Sperrmüll getragen.

Auf der Anzeigentafel glomm rhythmisch ein rotes Licht mit einer Zimmernummer auf.

Nicolette sah genervt auf, erblickte Marianne und wandte sich dann gleichgültig von ihr ab.

Marianne wartete, bis Nicolette verschwunden war. Dann betrat sie das Schwesternzimmer.

Hungrig griff Marianne nach der Tüte Madeleines auf dem Tisch, einzeln verpackt; dabei stieß sie fast die bunte Fliese herunter, die als Untersetzer diente. Sie hörte, wie eine Tür geschlossen wurde, huschte auf den Flur und durch eine weitere Tür mit dem Symbol für »Treppenhaus«.

Leise drückte sie die Tür hinter sich zu; beinahe blieb der Schlauch des Tropfs im Türspalt stecken.

Marianne setzte sich auf die unterste Treppenstufe und atmete aus. Erst da merkte sie, dass sie immer noch die Törtchen und die Fliese unter dem Arm hielt. Sie lauschte, doch nichts war zu hören. Sie lehnte die Fliese gegen die vergitterte Fensterscheibe, hielt ihre nackten Zehen in das Mondlicht und wickelte das Gebäck aus der Tüte.

So ist das also, dachte Marianne. *So ist das also, in Paris zu sein.*

Sie biss in den süßen weichen Kuchen und betrachtete die kleine handbemalte Kachel.

Schiffe, ein Hafen. Ein unendlich blauer Himmel, so reich und verschwenderisch strahlend, wie frisch ge-

waschen. Der Maler hatte auf kleinstem Raum einen großartigen Himmel erschaffen. Marianne versuchte, die Namen auf den Schiffen zu lesen.

Marlin. Genever. Koakar. Und ...

Mariann.

Die *Mariann* war ein zierliches rotes Schiff, das ein wenig vergessen am Rande dümpelte; seine Segel waren schlaff.

Mariann.

Wie schön es dort war. Die Musik aus dem Radio schien dorthin zu passen, so fröhlich, so zärtlich. Sonnig und frei.

Als Marianne das zweite Mal abbeißen wollte, schluchzte sie so heftig auf, dass sie husten musste. Die Krümel explodierten, mit Spucke und Tränen vermischt, aus ihrem Mund.

Das Ungetane. Das war es, was die Toten ihr hatten mitteilen wollen. Das Ungelebte. Es gab im Leben Mariannes nur Ungelebtes.

Marianne betrachtete den Schlauch in ihrer Hand, dann zog sie ihn ruckartig heraus. Es blutete.

Daran werde ich auch nicht sterben, außerdem habe ich die Unterhose seit gestern früh an, wie sieht das denn aus, wenn sie mich in die Kühlschublade stecken?

Sie wischte sich die Tränen mit dem Handrücken fort und blinzelte. Sie hatte in den letzten Stunden mehr geweint als in den Jahrzehnten davor; das musste aufhören, es nützte doch nichts.

Sie sah wieder auf die Fliese und konnte den Anblick der schlaffen Segel der *Mariann* nicht ertragen. Sie drehte die Kachel um.

Auf der Rückseite war eine Inschrift: Port de Kerdruc, Fin.

Marianne aß das letzte Stück der Madeleines und hatte immer noch Hunger.

Kerdruc. Sie drehte die Fliese wieder um und roch an ihr. Roch sie nicht ... nach Meer?

Niemals an einem so schönen Ort gewesen.

Marianne versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn Lothar und sie an so einem Ort gewesen wären. Doch alles, was sie vor ihrem inneren Auge sah, war Lothar vor dem gefliesten Wohnzimmertisch. Sie sah die alten Zeitschriften der Nachbarn, die er parallel zu den Fugen auf dem Wohnzimmertisch anordnete. Ganz gerade. Sie hätte ihm dankbar sein müssen, für die Ordnung, die er in ihr Leben gebracht hatte. Das war ihr Zuhause. Das letzte Haus am Ende einer Sackgasse.

Marianne streichelte wieder die Fliese.

Ob Lothar die Orchidee wohl gießen wird?

Marianne lachte kurz auf. *Bestimmt nicht.*

Kerdruc. Wenn es am Meer war, dann ...

Marianne schrak zusammen, als sich hinter ihr die Tür öffnete. Nicolette. Zornig redete sie auf Marianne ein und bedeutete ihr mit einer herrischen Handbewegung, nach oben zu kommen. Marianne konnte ihr nicht in die Augen sehen, als sie sich neben der Schwester zurück in den hellen Flur drückte und sich widerstandslos in ihr Zimmer zurückdirigieren ließ.

Routiniert legte Nicolette ihr einen neuen Tropf an und presste Marianne zwei rosa Tabletten zwischen die Lippen.

Gehorsam tat sie so, als schlucke sie die Pillen mit

dem abgestandenen Wasser auf dem Nachttisch. Ihre Bett Nachbarin weinte im Schlaf wie ein wimmerndes Lamm.

Als Nicolette das Licht löschte und die Tür hinter sich zuzog, spuckte Marianne die Pillen aus.

Dann zog sie die Fliese hervor, die sie unter dem Hemd an ihr Herz gedrückt hatte.

Kerdruc. Marianne streichelte über das Bild. Es war absurd, aber es war, als ob sie die milde Luft unter ihren Fingern spürte, und sie erschauerte.

Marianne erhob sich und schritt langsam zum Fenster. Der Wind höhnte. Ein Grollen näherte sich; der Himmel riss auf, und ein Blitz erleuchtete für Sekunden das Zimmer. Regen setzte ein und prasselte gegen die Fensterscheiben wie Perlen einer gerissenen Kette. Das Mondlicht vergrößerte die Tropfen und ließ sie auf der Erde tanzen. Sie kniete sich nieder und fuhr mit dem Finger die Kanten des Fensterschattens nach, den Lunas Laterne aus der Nacht herausgeschnitten und ihr zu Füßen gelegt hatte. Der Donner grollte, als würde das Gewitter direkt über dem Krankenhaus schweben.

Mein kleines Frauchen, das Angst vor einem Gewitter hat.

Lothar.

Sie hatte keine Angst vor Gewittern. Sie hatte ihm zu Liebe so getan, damit er Marianne damit aufziehen und sich großartig fühlen konnte. Zu solchen Dummheiten hatte sie sich dauernd hinreißen lassen.

Sie sah hinaus in den entzweigerissenen Himmel und umfasste zögernd ihre vollen Brüste mit beiden Händen. Lothar war der erste Mann gewesen, und der ein-

zige; sie war aus der Jungfräulichkeit ungeküstet in die Ehe gegliitten. Er war ihr Zuhause gewesen, seit sie ihr Elternhaus verlassen hatte.

Mein Mann hat weder meine Seele berührt noch meinen Körper bezaubert. Warum habe ich das zugelassen? Warum?

Sie ging zu den Schränken, in denen sie ihre Kleider fand. Sie rochen brackig. Marianne wusch das Kleid aus, fand ein Deodorant und sprühte es damit ein; nun roch es nach Rosen und Brackwasser.

Sie ging auf das Waschbecken zu, das mitten im Raum angebracht war. Wussten die Architekten nicht, wie lächerlich es aussah, wenn eine Frau sich mitten im Zimmer stehend mit dem Waschlappen abreiben musste?

Marianne tat es trotzdem. Als sie sich sauberer fühlte, stellte sie sich auf die Zehenspitzen, um in den Spiegel zu sehen.

Nein. Da war nichts Stolzes in diesem Gesicht. Nichts Würdiges.

Ich bin jetzt älter, als meine Großmutter es überhaupt wurde. Ich habe immer gehofft, in mir wartet eine weise alte Frau. Sie wartet geduldig, sich von innen nach außen zu schälen. Erst erscheint der Körper, dann das Gesicht, zuletzt der Dutt, und in den Händen hält sie eine ofenwarme Form mit Käsekuchen.

Marianne senkte den Blick. Keine weise Frau blickte sie da an, nur eine alte, mit dem faltigen Gesicht eines Mädchens, ein kleines Frauchen, nicht viel größer, als sie es mit vierzehn gewesen war. Und immer noch so pummelig.

Sie lachte bitter auf.

Ihre Großmutter Nane, die sie sehr verehrte, war in einer hellen Januarnacht 1961 gestorben. Sie war auf dem Rückweg vom Landgut der Von Haags, wo sie eine Hausgeburt begleitet hatte, ausgerutscht und in einen Wassergraben gefallen. Aus eigener Kraft hatte sie es nicht geschafft, wieder herauszukommen. Marianne hatte ihre tote Großmutter gefunden. In Nanes Gesicht war der Ausdruck von Ärger und Verwunderung über diese Dummheit festgefroren gewesen.

Marianne spürte immer noch eine diffuse Schuld in sich: An dem Abend hatte sie ihrer Großmutter nicht wie sonst bei der Geburt assistiert, sie hatte sich gedrückt.

Marianne betrachtete ihr Gesicht. Je länger sie sich ansah, desto schwerer fiel ihr das Atmen, Grauen erfüllte sie. Ihr ganzes Sein nahm das Grauen auf wie ein Garten den alles vernichtenden Regen.

Was soll ich nur tun?

Die Frau im Spiegel hatte keine Antwort; sie war bleich wie der Tod.

5

Der Morgen kam schnell. Um kurz nach sechs wurden die Patienten geweckt, und nachdem Marianne sich angekleidet hatte, führte man sie in ein Büro im ersten Stock des Krankenhauses. Es sah so aus, als gehörte es einer Ärztin mit zwei Kindern – überall

selbstgemalte Bilder, Fotos der Familie, eine Landkarte Frankreichs mit kleinen Fähnchenpins darin.

Marianne stand auf und suchte Kerdruc, indem sie die Wasserkante des Landes mit den Fingern abfuhr; doch sie fand keinen Ort dieses Namens. Dafür entzifferte sie in der Legende die Abkürzungen der Departements – Fin. Es stand für Finistère, ein Stück Land im Westen Frankreichs, das in den Atlantik hineinragte – die Bretagne.

Marianne drückte vorsichtig die Klinke der Bürotür hinunter, aber sie war verschlossen. Sie setzte sich hinter den Schreibtisch und starrte auf ihre Schuhspitzen.

Nach einer Stunde erschien der Psychologe; ein schlanker, hochgewachsener Franzose mit welligem schwarzem Haar und einem zu intensiven Aftershave. Marianne fand, er sah furchtbar nervös aus, er kaute ständig auf seiner Unterlippe und warf ihr Blicke zu, die so schnell waren, dass sie sie kaum festhalten konnte.

Er blätterte in den wenigen Seiten auf seinem Klemmbrett. Dann nahm er seine Brille ab, setzte sich halb auf die Schreibtischkante und sah Marianne erstmals aufmerksam an.

»Der Suizid ist keine Krankheit«, begann er in stark französisch gefärbtem Deutsch.

»Nicht«, erwiderte Marianne.

»Nein. Er steht nur am Ende einer krankhaften Entwicklung. Er ist Ausdruck der Not. Sehr tiefer Not.« Seine Stimme war sanft, und er sah sie aus grauen Augen an, als würde er nur dafür leben, sie zu verstehen.

Marianne spürte ein Kribbeln im Hals. Es war schon komisch. Da saß sie hier mit einem Mann, der den ex-

travaganten Traum hütete, zu verstehen und helfen zu können, einfach so, nur indem er sie anschaute und wie ein Gesalbter sprach.

»Und der Suizid ist auch zu akzeptieren. Er stellt einen Wert dar für den, der ihn sucht. Es ist nicht falsch, wenn Sie sich umbringen wollen.«

»Und das ist wissenschaftlich erwiesen?«, entschlüpfte es ihr.

Der Psychologe sah sie nur an.

»Entschuldigung.«

»Wieso entschuldigen Sie sich?«, fragte er dann.

»Ich ... weiß nicht.«

»Wussten Sie, dass Menschen mit schweren Depressionen leicht zu kränken sind, sich jedoch ständig entschuldigen und ihre Aggressionen gegen sich statt den Auslöser richten?«

Marianne sah den Mann an. Er musste Mitte vierzig sein, er trug einen Ehering am Finger. Wie gern hätte sie daran geglaubt, sich einfach gehenlassen zu können. Alles aus sich herauszuschleudern, sich trösten zu lassen und ihr Leben auf seinem Gesicht zu lesen. Er würde ihr Mut geben und Medikamente, und sie wäre geheilt von jedem törichten Wunsch.

Suizid ist keine Krankheit. Schön.

»Wussten Sie, dass die meisten Kirchenglocken zu große Klöppel besitzen?«, erwiderte sie. »Die meisten Glöckner stellen eine viel zu kräftige Schwungdynamik ein, und nach ein paar Jahren hören sich die Glocken an wie leere Salatschüsseln, die aneinanderschlagen. Sie sind verbraucht.«

»Fühlen Sie sich wie so eine Glocke?«

»Eine ... Glocke? Wieso?!«

Ich fühle mich, als ob ich nie da war.

»Sie wollten nicht mehr weiterleben, wie Sie lebten. Warum haben Sie ausgerechnet in Paris versucht, sich zu töten?«

Wie er das sagt. So vorwurfsvoll. Niemand kommt zum Sterben nach Paris, alle wollen hier leben und lieben, nur ich bin so dumm und denke, dass man hier sterben darf.

»Es erschien mir angemessen«, antwortete Marianne schließlich.

Sie hatte es geschafft. Sie hatte den dringenden Wunsch, endlich die Wahrheit zu sagen, überwunden.

»Gut.« Er stand auf. »Ich möchte gern mit Ihnen einige Tests durchführen, bevor Sie nach Hause fahren. Kommen Sie.« Er stand auf und hielt ihr die Tür auf.

Marianne sah auf ihre grauen Schuhe und wie ihre Füße einen Schritt vor den anderen taten. Aus dem Zimmer, über den Flur, durch eine Schwingtür, in den nächsten, und immer weiter.

Ihr Vater war Glockenstimmer gewesen, bevor er aus dem Dachstuhl eines Kirchturms stürzte und sich nahezu alle Knochen brach. Mariannes Mutter hatte ihm dieses Missgeschick für den Rest seines Lebens außerordentlich übelgenommen. Es gehörte sich für einen Mann in diesen Zeiten nicht, seiner Frau solche Umstände zu bereiten.

Über das Wesen der Kirchenglocke hatte ihr Vater ihr erklärt: »Der Klöppel muss die Glocke küssen, nur ganz leicht, und sie zum Schwingen verführen. Niemals zwingen.«

Sein Charakter glich dem einer Glocke. Wenn man ihren

Vater zwingen wollte, zu reagieren, so harrte er stumm aus, bis man ihn in Ruhe ließ.

Nach dem Tod ihrer Großmutter hatte er sich dann getraut, aus dem ehelichen Schlafzimmer auszuziehen, und sich im Werkstattschuppen sein Lager bereitet. Bevor Marianne Lothar geheiratet hatte, war sie das Bindeglied zwischen ihren Eltern gewesen, wenn sie ihm Essen in die Werkstatt brachte, wo er sich die Zeit damit vertrieb, kleine Glockenspiele zu bauen. Wenn er Marianne neben sich sah, hatte sie oft die Zuneigung gespürt, die er für sie empfand; er war gerührt, dass er eine Tochter hatte, die ihn liebte und die ihm flüsternd gestand, wie sie sich ihr Leben erträumte; mal wollte sie Archäologin werden, dann Musiklehrerin, und sie wollte Fahrräder für Kinder bauen und in einem Haus am Meer leben. Sie waren beide Träumer gewesen.

»Du hast zu viel von deinem Vater«, hatte Mariannes Mutter gesagt.

Marianne hatte jahrzehntelang nicht an ihren Vater denken können. Er fehlte ihr, vielleicht war das das einzige offene Geheimnis. Und ihr Versprechen, glücklich zu werden. Sich selbst zu verzaubern.

»Entschuldigen Sie mich einen Moment«, sagte der Psychologe und winkte der Ärztin, die Marianne in der vergangenen Nacht ins Krankenhaus gebracht hatte. Sie sprachen Französisch und sahen immer wieder zu Marianne herüber.

Marianne trat ans Fenster und drehte sich so von den beiden weg, dass sie die kleine Fliese aus der Handtasche ziehen und betrachten konnte.

Kerdruc. Als sie das Bild berührte, spürte sie ein so

heftiges Ziehen in der Brust, dass sie kaum mehr atmen konnte.

Suizid hat seinen Wert.

Marianne sah wieder auf den Boden.

Ich mag meine Schuhe wirklich nicht.

Dann ging sie einfach los, stieß die nächste Schwingtür auf, fand eine Treppe, lief sie rasch hinunter und bog dann nach rechts ab. Sie kreuzte einen Flur, in dem Kranke matt auf Bänken saßen, und sah am Ende des Gangs eine weitgeöffnete Tür, die ins Freie führte. Luft! Endlich, das Gewitter hatte den Tag gewaschen, und die Luft war mild und sanft, und Marianne ignorierte die Arthroseschmerzen in ihrem Knie und begann zu laufen.

Ihr Herz schlug hart im Gaumen, und sie lief über die gepflasterte Straße und in eine Gasse hinein; sie tauchte unter einem Torbogen hindurch, lief durch einen Innenhof und auf der anderen Seite wieder hinaus. Sie lief ohne nachzudenken immer abwechselnd von der einen Straßenseite zur anderen.

Sie wusste nicht, wie lange sie durchgehalten hatte, aber als das Seitenstechen nicht mehr auszuhalten war, ließ sie sich am Rand eines kleinen Brunnens nieder. Sie ließ sich das Wasser über die Handgelenke rinnen und blickte in ihr Spiegelbild auf der Wasseroberfläche.

Hieß es nicht, Schönheit sei ein Zustand der Seele? Und wenn eine Seele geliebt würde, dann verwandelte sich jede Frau in ein bewunderungswürdiges Wesen, mochte sie sonst noch so durchschnittlich sein. Die Liebe veränderte die Seelen der Frauen, und sie wurden schön, für Minuten nur oder für immer.

Ich wäre so gern schön gewesen, dachte Marianne. Nur

fünf Minuten. Ich wünschte, es hätte mich jemand geliebt, den ich liebe.

Sie tauchte den Finger in das Wasser und rührte langsam darin herum. *Ich hätte so gern mal mit einem anderen Mann als Lothar geschlafen. Ich hätte so gern etwas Rotes getragen.*

Ich wünschte, ich hätte gekämpft.

Sie stand auf. Es war nicht zu spät; sie konnte immer noch tun, was sie wollte, und sie wollte, dass es endlich vorbei war.

6

In der Bahnhofshalle des Gare du Montparnasse setzte sich Marianne vor einem Zeitschriftenkiosk auf eine Bank und fixierte die Anzeigentafel, auf der der TGV 8715 Atlantique um zehn Uhr fünf nach Quimper angezeigt wurde.

Sie war von einem freudvollen Lampenfieber durchdrungen.

Als die Schildertafel begann, die Buchstaben rotieren zu lassen, und ihr Zug auf Gleis sieben angezeigt wurde, erhob sich Marianne. Ihr Knie schmerzte wieder.

Am Fahrkartenschalter hatte sie den Großteil ihrer Bareschaft auf den Tresen gelegt und auf die Inschrift der Fliese getippt. Doch ihr Geld reichte nur bis Auray; von dort aus war es ihr selbst überlassen, weiter nach Pont-Aven und Kerdruc zu gelangen.

Marianne sah sich um, ob jemand auf sie zustürzen und sie verhaften würde, als sie den langen, wie gepanzerten TGV entlangging.

Mit jedem Schritt, den sie tat, hatte Marianne das Gefühl, dass sich etwas ihres Körpers bemächtigte. Als ob ein fremdes Wesen Einlass begehrte, sie ausfüllen und neu modellieren wollte, und sie hielt irritiert inne.

Was sollte das?

Sie griff nach den Halterungen und versuchte, sich die hohen Stufen des TGV hinaufzuziehen. Auf der mittleren hielt sie inne. Noch konnte sie wieder hinabsteigen und ein Telefon suchen, um Lothar anzurufen und ihn zu bitten, sie zu holen.

Zu verhindern, was sie vorhatte.

Aber ich bin doch bereits tot. Egal, wohin ich gehe.

Sie zog sich entschlossen die nächste Stufe hoch und suchte nach ihrem Platz; er befand sich am Fenster. Sie ließ sich auf den Sitz gleiten, schloss die Augen und wartete, bis der Zug endlich aus dem Bahnhof rollte. Niemand setzte sich neben sie.

Als sie aufsah, begegnete Marianne einem lächelnden Gesicht. Die Frau widersetzte sich den Niederlagen – es war ihr anzusehen; ihre großen, hellen Augen glühten. Als sich ihre Blicke begegneten, schlug Marianne ihre Lider rasch nieder; sie verstand nicht, warum diese Frau sie so ansah.

Sie hatte sich selbst nicht erkannt, im spiegelnden Fenster.

Als sie es schließlich tat, schloss sie ihren eigenen Blick ganz und gar in sich ein. So wollte sie sich in Erinnerung behalten, mit diesem schwachen Strahlen in den

Augen, mit malvenfarbenen Wangen und der Sonne, die in ihrem Haar tanzte.

Als sie drei Stunden später in Auray ausstieg, sog sie tief die Luft ein; sie war seidiger, klarer als in Paris, nicht so drückend. Marianne beschloss, eine Landkarte und Wasser zu kaufen und dann per Anhalter zu fahren. Irgendwie würde sie nach Kerdruc kommen, und wenn sie zu Fuß ginge.

Als sie auf der anderen Seite des Bahnhofsgebäudes hinaustrat, sah sie eine Nonne auf der einzigen Bank im Schatten sitzen; sie saß völlig schief, den Kopf weit zurückgebogen und sah aus wie versehentlich verschieden. Marianne blickte sich um – niemand beachtete die Frau. Sie näherte sich ihr langsam.

»Bonjour?«

Die Nonne schwieg.

Marianne berührte sie leicht an der Schulter. Die Nonne schnarchte auf. Aus ihrem geöffneten Mund tropfte Speichel auf ihre Ordenstracht. Marianne holte ein Papiertaschentuch hervor und tupfte ihr sachte das Kinn ab.

»So, und was machen wir jetzt, nachdem wir uns besser kennen?«

Die Nonne pupste, leise und zart.

»Was für eine Konversation«, murmelte Marianne.

Die Lider der Nonne flatterten, und sie erwachte. Ihr Kopf drehte sich mechanisch von links nach rechts, ihr Blick heftete sich schließlich auf Marianne.

»Wissen Sie«, log Marianne, »das passiert mir auch. Ich schlafe woanders oft besser als zu Hause. Gehen

Sie manchmal zum Bahnhof, wenn Sie sich mal richtig ausschlafen wollen?«

Die Nonne sank mit einem leichten Seufzer zur Seite und lehnte sich an Mariannes Schulter. Sie schlief wieder ein.

Marianne wagte nicht, sich zu bewegen, um die Schwester nicht zu wecken. Die pustete ihr bei jedem Atemzug ins Ohr.

Die Sonne ließ die Schatten wandern. Auch Marianne schloss die Augen. Es war schön, einfach nur zu sitzen und das Leben und seine Schatten an sich vorbeiziehen zu lassen.

Irgendwann hielt ein Kleinbus mit quietschenden Reifen vor dem Bahnhof, und Marianne schreckte aus ihrem dösenden Dämmern. Ein Mann in Ordenstracht stieg aus, hinter ihm kamen eine, zwei, drei, vier ... vier Nonnen, und alle sahen zu Marianne und der Schwester, die immer noch an ihre Schulter gelehnt schlummerte.

»Mon Dieu!«, rief der *père*. Sie umringten Marianne, halfen den Frauen mit einem ständigen Gemurmelpfeifen auf, als ob sie Gebete sprachen.

Die Nonne sah ausgeschlafen aus, stellte Marianne fest. Jetzt wandte sich der Mann mit dem weiß-grünen Talar an Marianne. Sie hörte ihm höflich zu, verstand jedoch kein Wort. Dann holte sie Luft. »Je suis allemande. Pardon. Au revoir.«

»Allemande?«, wiederholte der Priester. Dann grinste er, seine Zähne standen krumm wie Grabsteine eines vergessenen Waldfriedhofs. »Ah! Allemagne! Le football! Ballack! Tu connais Ballack? Et Schweinsteigör!« Er hob seine Hände, als ob er einen Ball hielt.

»Ballack!«, wiederholte er und trat mit seinem Bein in die Luft.

»Oui, Ballack«, wiederholte Marianne irritiert, aber hob wie er die Faust und lächelte zaghaft.

Der Priester strahlte, und die Nonnen begannen, Marianne und ihre noch leicht orientierungslose Schwester mit sich zu ziehen.

»Neinnein«, sagte Marianne hastig. »Hier trennen sich unsere Wege. Gehen Sie mit Gott, ich gehe mit ... na, egal. Au revoir, au revoir.« Sie winkte noch einmal und wollte sich entfernen.

Eine junge Nonne zupfte sie am Ärmel. »Man nennt mich Clara. Meine Großmutter war Deutsche ... kannst du verstehen?«

Marianne nickte.

»Wir wollen danke sagen«, erklärte die Nonne. »Bitte begleite uns zum ... comment ça se dit ... zum Konvent.«

Marianne bemerkte, wie die anderen Nonnen sie verstohlen musterten und kicherten.

»Aber ... ich muss weiterreisen. Ich will noch heute nach Kerdruc«, sagte Marianne. Sie zog die Landkarte hervor und tippte auf das Dörflein an der Mündung des Flusses Aven.

»Pas de problème! Viele Touristen besuchen den Konvent, und die Reisebusse fahren danach überallhin – auch dorthin«, erklärte Clara und tippte auf die Stadt Pont-Aven nördlich von Kerdruc. »Dort lebte Paul Gauguin. Viele Maler.«

Die anderen Nonnen saßen schon im Bus. Marianne zögerte einen Augenblick. Vielleicht war es besser, mit

den Nonnen zu fahren, als sich an den Straßenrand zu stellen.

Sie stieg ein.

In dem kleinen Bus mit den zerschlossenen Lederbezügen beugte sich die alte Nonne vor. »Merci«, sagte sie und drückte zärtlich Mariannes Oberarm.

Clara drehte sich auf ihrem Sitz zu Marianne um. »Dominique est ... krank. Sie ist gestern aus dem Konvent verschwunden und findet sich allein nicht zurecht. Sie weiß dann nicht, wer ist sie, wohin ist sie, wo zu Hause ist ... Vous avez compris, Madame? Dank Hilfe von dir jetzt wieder gut, oui?«

Marianne reimte sich zusammen, dass Dominique offenbar an Alzheimer litt.

Clara wandte sich noch einmal um. »Wie heißt du?«

»Ich heiße ...«

»Je m'appelle ...«, korrigierte die Nonne sanft.

»Je m'appelle Marianne.«

»Marie-Ann?! Nous sommes du convent de Sainte-Anne-d'Auray! Oh, les voies de Dieu!« Die Nonne bekreuzigte sich.

»Was ist denn?«, fragte Marianne betroffen, aber die Nonne erklärte ihr beglückt: »Dein Name ist der unseres Konvents! Marie und Anne. Wir beten die heilige Anna, Mutter der Maria, an, wir sind die *Filles du Saint-Esprit Ker Anna*, für uns ist Anna der Ursprung aller weiblichen Heiligkeit. Marie-Ann – du kommst von Himmel!«

Da gehe ich wieder hin, Liebes, dachte Marianne. *Ach nein, in die andere Richtung.*

»Voilà!«, rief der *père* nach hinten, »Sainte-Anne-d'Auray!«

Er brauchte nicht mehr zu sagen, der Anblick sprach für sich.

Vor ihnen erstreckte sich ein weiter Platz, flankiert von haushohen Hecken, Büschen und in voller Blüte stehenden Hortensien. Scharf zeichneten sich die Umrisse einer prachtvollen, großen Kathedrale gegen den kraftvoll blauen Himmel ab. Die roten Blätter der Bäume wiegten sich, Marianne sah Springbrunnen, erhaschte einen Blick auf eine Treppenbrücke; sie erinnerte sie an Bilder von der Rialtobrücke in Venedig, die ihre Nachbarin Grete Köster ihr geschickt hatte. Eine der wenigen Frauen, die Lothars Charme nie erlegen waren. Ach, Grete ...

»La Santa Scala.« Clara deutete hierhin und dorthin, »L'oratoire, le mémorial, la chapelle de l'Immaculée.« Sie fuhren durch ein Tor zu einem schmucklosen dreistöckigen Komplex. Das Kloster *Ker Anna*. Clara und *père* Ballack, wie Marianne den Ordensbruder getauft hatte, führten sie an der Rezeption vorbei, ließen ihr Pfefferminztee bringen und eilten zur *messe de pèlerins*, zur Pilgermesse, wie Clara rasch erklärte.

Auf dem Weg in den schlichten Innenhof des Klosters kam Marianne ein Priester entgegen, der würdevoller aussah als Ballack. Er öffnete die Arme. »Ich bin Pater Andreas. Herzlich willkommen«, sagte er. Er sprach Deutsch.

»Heidelberg«, sagte er, als er Mariannes Verwunderung bemerkt hatte. »Ich danke Ihnen im Namen des Konvents, dass Sie sich eines unserer Gemeindemitglieder so aufopferungsvoll angenommen haben. Ich vernahm Kunde, dass Ihr Weiterkommen aufgrund des Ausblei-

bens der Dienstleistung der französischen Transportgesellschaft gefährdet sei?«

»Ja ... so kann man es sagen.«

»Darf ich das Ziel und den Zweck Ihrer Reise erfragen?«

»Kerdruc. Ich wollte ... ich habe dort ...«

»Sie besuchen Freunde? Oder wohnen Sie dort?«

Marianne hatte sich keine Ausrede für diese Sorte Fragen überlegt.

»Entschuldigen Sie, wie unhöflich von mir. Ihr Weiterkommen mag in Ihrem Interesse sein, nicht in meinem – ich würde mir wünschen, dass Sie blieben, das Essen im Konvent ist vorzüglich, wir unterhalten auch Herbergsmöglichkeiten für Pilger und Gäste. Wahrscheinlich haben Sie Schwester Dominiques Leben gerettet, dafür gebührt Ihnen nicht nur mein Dank, sondern auch der Dank der französischen Kirche.«

Und dem Papst ist das etwa egal?

»Ich würde gern weiterfahren«, bat Marianne.

Der *père* überlegte. »Am Ende der Zufahrt zum Kloster ist der öffentliche Parkplatz. Sagen Sie einem der Busfahrer dort, dass er Sie mitnehmen soll, mit herzlichen Grüßen von mir! Au revoir, madame.« Er machte eine Geste des Segnens und wehte voller Tatkraft auf die Basilika Sainte Anne zu.

»Vielen Dank«, murmelte Marianne.

Sie dachte an ihren Vater, als die Glocken erklangen. Elf Uhr. Mit gleichmütiger Klarheit wurde Marianne bewusst, dass sie deshalb nie gegen die seelische Züchtigung ihrer Mutter aufbegehrt hatte, weil sie ihrem Vater beistehen wollte. Sie hatte seine Demut nicht mit ihrem Aufbegehren verraten wollen.

Marianne durchschritt in Gedanken an ihren geliebten Vater den Innenhof des Klosters. Wie viel sie geteilt hatten! Wie ähnlich sie sich waren! Sie liebten die Natur, die Musik und hatten einander immer wieder ausgedachte Geschichten erzählt. Marianne lauschte dem Summen einer Biene, die sich in den Hortensien verfangen hatte. Sie ging um die Ecke des grauen Gebäudes, vorbei an der Sandsteinkapelle und hielt den Atem vor beglückter Überraschung an. Was für ein Garten! Mächtige Kiefern, Flieder, Bambusbüsche, Palmen, Rosen ... eine verschwiegene blühende Idylle.

Sie entdeckte eine Steinbank im hinteren Teil des Klostergartens, der von hohen Mauern umgeben war.

Wie schön es hier war. Wie friedvoll.

Sie atmete auf. Für einen Augenblick war sich Marianne sicher, für immer hier in diesem Garten bleiben zu können.

Ach Lothar. Es war die unerfüllte Sehnsucht nach Teilbarem, die sie zerfressen hatte – diese Erkenntnis traf sie mit Wucht. Sie hatten nichts geteilt, ihr Mann und sie. Weder dieselben Wünsche noch Träume. Alles, was zählte, waren jene Dinge, die er ersehnte.

Eine zarte, kaum wahrnehmbare Wolke, nur ein Streif von weißgefärbtem Schaum im tiefen Blau, schwebte meilenweit über ihr.

»Die Kumuluswolken sind die Tänzer des Himmels«, hörte Marianne ihren Vater sagen, »und ihre Brüder, die Stratocumuli, sind die Aufzüge des Himmels. Beide mögen den Nimbostratus nicht, den dicken Plattmacher. Er bewegt sich kaum und verbreitet ständig schlechte Laune.« Ihr Vater hatte nachgedacht und dann gesagt:

»Wie deine Mutter!«, und Marianne hatte gelacht, sich aber kurz darauf unendlich schuldig gefühlt.

Die Kinder des Hospizkindergartens hatten über die Vergleiche gelacht und waren mit Marianne nach draußen gegangen, um die Aufzüge und Tanzwolken am Himmel zu finden.

Ihrem Knie tat die Wärme gut. Auch das Brennen in den Schienbeinen ließ nach. Marianne schlüpfte aus ihren Schuhen und ging barfuß über das weiche, zart feuchte Gras.

Als sie nach einer Stunde spürte, dass sie hier tatsächlich für immer bleiben, Wolken und Grashalme zählen könnte, zog Marianne seufzend ihre Schuhe wieder an. Sie drang tiefer in den üppigen, duftenden Garten vor, bis sie den kleinen, mit weißen Mauern umfriedeten Friedhof entdeckte.

Weißer perliger Sand bedeckte alles, die Wege und Gräber, wie ein weißes glitzerndes Laken. Die Grabhügel sahen aus wie aufgeklopfte Daunendecken. Auf jedem der weißen Sandbetten blühte ein roter, duftender Rosenstock.

Wie liebevoll dieser Friedhof hergerichtet war. Als ob die Nonnen ihre Schwestern zu Bett gebracht hätten. Sie schliefen nur. Sie träumten, und ihre Träume waren so zart wie die Rosenblätter.

Marianne setzte sich auf eine verwitterte Steinbank.

Wo wäre mein Platz zum Träumen gewesen?

Welche Lücke wäre meine gewesen, welche hätte nur ich ausfüllen können?

All die Kinder, die ich nicht geboren habe, weil ich nicht an meinem Platz war. All die Liebe, die es nicht gab.

All das Lachen, das fehlte.

Ich habe zu vieles nicht gemacht. Und jetzt ist es zu spät.

Als sie aufblickte, sah sie Clara am Friedhofstor stehen.

Die junge Schwester kam langsam näher.

»Darf ich?«, fragte Clara und wartete ab, bis Marianne nickte, um sich neben sie zu setzen. Sie legte die Hände in den Schoß und betrachtete wie Marianne die weißen Sandgräber.

»Deine Reise ist schwer.« Das war keine Frage, sondern eine Feststellung.

Marianne starrte auf ihre Fingernägel.

»Glauben Sie, mit dem Tod ist alles vorbei, Marie-Ann?«

»Ich hoffe doch«, flüsterte Marianne.

»Hier an der bretonischen Küste glaubt man etwas anderes. Der Tod ist nichts, was kommt. Sondern etwas, was da ist. Hier.« Clara zeigte in die Luft. »Dort.« Eine Bewegung in Richtung der Bäume. Dann beugte sie sich vor und nahm etwas weißen Sand in ihre Hände. »Der Tod ist so«, begann sie und ließ Sand von der linken Hand in die rechte rieseln. »Ein Leben geht hinein. Macht in Tod eine Pause.« Jetzt ließ sie Sand aus der rechten Hand auf den Boden strömen. »Ein anderes – geht hinaus. Es macht eine Reise, oui? Wie ... Wasser reist. Wasser in einem ... *moulin*. Einer Mühle. Der Tod ist die kurze Pause.«

»Das habe ich in der Kirche aber anders gehört«, gab Marianne zu bedenken.

»Die Bretagne ist älter als Kirche. Hier ist Armorika! Hier endet das Land am Meer, es ist das Ende aller Welt. Es ist so alt wie der Tod.«

Marianne sah in den Himmel hinauf. »Es gibt also keine Hölle? Kein Paradies, da oben irgendwo?«

»Wir haben hier viele Begriffe für Angst, für Leben, für Sterben. Manchmal auch dasselbe Wort. Manchmal sind Himmel und Erde dasselbe. Und Hölle und Paradies ebenfalls. Wir lesen das Land, und wir sehen darin: Alles ist gleich, der Tod, das Leben. Wir machen nur unsere Reise dazwischen.«

»Und kann man aus dem Land auch lesen, wohin die Reise führt? Wie in einem Reiseführer?«

Clara lachte nicht. »Tiens. Du musst zuhören, wenn das Land zu dir spricht. Die Steine erzählen von Seelen, die geweint haben, als sie vorübergingen. Das Gras flüstert von den Menschen, die über es gegangen sind. Der Wind trägt die Namen jener zu dir, die du geliebt hast. Und das Meer kennt die Namen aller Toten.«

Marianne fragte sich, ob dieser Sand unter ihren Füßen eines Tages von ihr erzählen würde: Hier war Marianne, und bald starb sie.

»Ich habe Angst vor dem Tod«, flüsterte sie.

»Keine Angst«, sagte Clara voller Mitgefühl. »Keine Angst! *L'autre monde* ... Die andere Welt, oui, ist wie diese Welt. Sie ist inmitten unserer Welt, sieht genauso aus – nur sehen wir nicht, wer in *autre monde* umhergeht. Es gibt Feen in der Anderswelt und Zauberer. Göttinnen. Götter. Dämonen. *Korrigans*, die Trolle. Und die Toten, die nicht mehr bei uns sind. Und doch sind sie da ... hier, neben uns auf der Bank, vielleicht. Alle unsere Schwestern ...«, Clara deutete auf die Grabhügel, »alle Schwestern sind hier und sehen uns. Nur wir sehen sie nicht. Keine Angst. Bitte.«

Marianne hob den Blick. Keine Geister, nur Rosen.

»Ich muss weiter. Ich muss ... meine Reise beenden«,

brach es aus Marianne heraus. Sie entzog Clara vorsichtig ihre Hand und ging, jeder Schritt ein Knirschen wie auf gefrorenem Schnee.

Sie fand eine winzige Tür, die aus dem Klostergarten hinausführte, und drückte sich hindurch.

7

Marianne roch den herzhaften Duft frisch gebackener Pizza, während sie eine Gruppe Touristen beobachtete, die in dem religiösen Andenkenladen neben der Pizzeria stöberten.

Als die Gruppe an ihr vorbeigegangen war, wandte sich die Reiseleiterin zu Marianne um: »Allez, allez! Beeilung! Don't stay too far behind, Ma'am! Salida!«

Marianne sah sich um. Aber nein, die Frau hatte tatsächlich sie gemeint. »Wenn wir Pont-Aven noch bei Tageslicht sehen wollen, müssen wir uns beeilen!«

Pont-Aven! Marianne räusperte sich: »Natürlich! Ich komme schon« und stieg mit gesenktem Kopf ein. Ihr Herz klopfte ihr bis zum Hals. Gleich würde jemand mit dem Finger auf sie zeigen.

Als der Bus langsam auf die Bundesstraße rollte, setzte Marianne sich rasch hinter ein Paar mit raschelnden, roten Regenjacken. Auf dem Sitz neben sich fand sie einen Programmzettel und hielt ihn dicht vor ihr Gesicht. *Dolmen et Degustation*. »Gräber und Genießen« war es auf Deutsch übersetzt, *Stones and Scones* auf

Englisch. In Pont-Aven stand die Besichtigung der Keksfabrik Penven auf dem Programm. Vorher sollten noch die Steinreihen von Carnac abgefahren, die Aустern in Belon probiert werden.

Marianne klappte ihre Landkarte auf. Carnac lag zumindest am Meer, also nicht die ganz falsche Richtung.

Sie versuchte, sich unsichtbar zu machen. Sie fühlte sich wie eine Schwarzfahrerin, und genau das war sie ja auch.

Nach einer halben Stunde Fahrt parkte der rostrote Reisebus schließlich schwungvoll vor einem eingezäunten Feld mit Steinen.

»Die Alignements du Ménéac bei Carnac«, las die Frau vor ihr im Sitz aus einem Reiseführer vor, »achttausend Jahre alt oder noch viel älter, auf jeden Fall standen diese Steine hier schon, bevor die Kelten aus dem Dunklen Land kamen. Die Legende erzählt, es sei ein feindliches Heer gewesen, und die Feen Armorikas hätten die Krieger in Steine verwandelt.«

Marianne sah wie hypnotisiert zu den seltsamen Granitnasen. So sahen auch manche Menschen unter ihrer Haut aus, dachte sie, bretonischer Granit, zum Manne geworden.

Der Bus fuhr von den Steinheeren aus weiter in Richtung Lorient, dann auf eine Schnellstraße und bei Quimperlé wieder herunter in Richtung Riec-sur-Belton. Marianne schlug die Landkarte erneut auf. Der Belon war durch eine Landzunge vom Aven getrennt. Kerdruc lag am sich dort langsam verbreitenden Aven,

der bei Port Manec'h in den Atlantik floss, zusammen mit dem Belon.

Sie zog die Fliese aus ihrer Handtasche.

Bitte, dachte sie. *Bitte lass es wenigstens halb so schön sein.*

Der Bus folgte nun einer gewundenen Straße, über der die sattgrün belaubten, efeuumrankten Bäume ein Dach bildeten. Immer tiefer wand er sich in Felder und Alleen hinein, hier und da war ein Granitsteinhaus mit bunten Fensterläden und roséfarbenen und blauen Hortensienbüschen zu sehen. Schließlich hielt er in einer abfallenden, waldgesäumten Gasse, an deren Ende Marianne die Fassade eines Herrenhauses, Wasser und Boote entdeckte.

»Voilà, le Château de Belon! Seit 1864 die berühmteste *hûître*-Adresse der Welt!«, erklärte die Reiseführerin.

Marianne ließ sich an das Ende der Reisegruppe zurückfallen. Rechts von ihr lange Holztische auf einer Naturterrasse unter Bäumen mit einem verschwenderisch schönen Blick auf eine waldumsäumte Flussschleife. Und ganz am Ende der letzten Schleife erblickte sie es: das Meer!

Es glitzerte. Tanzende Sternchen auf den Wellen. Wie schön es war.

Zwei junge blonde Männer in Gummischürzen erwarteten ihre Gäste. Neben ihnen stand noch ein Mann; er erinnerte Marianne an den jungen Alain Delon, nur dass dieser hier Ohringe, Lederarmbänder und Motorradstiefel trug.

Er stach etwas wie die Nadel eines übergroßen Büchsenöffners in eine flache Auster hinein, drehte sein

Handgelenk, und sie teilte sich in zwei Hälften. Der Mann setzte sie an die Lippen und wandte sich mit einem »Bon« an den Austernzüchter. Der begann, aus einer grauen Kiste weitere Austern zu sammeln, jeweils mit der einen kurz auf die andere zu klopfen, als ob er lausche. Dann warf er sie in einen geflochtenen Korb aus Spanholz, in dem feuchtglänzende Algenblätter ruhten, saftig wie junger Spinat.

Die Reiseleiterin hielt einen Vortrag über Austern, dem Marianne nur mit halbem Ohr lauschte; zu berauschend war der Blick über den Fluss mit seinen gemächlich schaukelnden Booten bis zum Meer hin. Sie hörte nur bruchstückhaft etwas über die kleinen Larven und Unterwasser-Kindergärten.

»Des plates ou des creuses?«, sagte eine Stimme hinter ihr. Der Mann, der wie Alain Delon aussah.

Er begann zu reden, während er erst eine der runden, glatten Austern öffnete und dann eine der länglichen, mit der rauhen, krustigen Schale. Es knirschte wie ein kleiner, knackender Ast.

Alain hielt Marianne die rundere, flache Austernschale hin.

»Calibre numéro un, madame!«

Ihre Hand zitterte. Sie sah in die Schale hinein. Sie sah wieder zu dem jungen Mann. Er war attraktiv, jedoch ohne dass er überzeugt davon war. Dunkelblaue Augen, in denen Zartgefühl war und Sehnsucht, ein Blick, der von vielen unerlösten Nächten sprach.

Ich traue mich nicht.

Sie hatte noch nie eine Auster gegessen. Als Marianne wieder den Blick des Mannes auffing, sah sie ein

Lächeln auf seinen sinnlichen Lippen. Sein Nicken.
Komm schon, sagte die Geste.

Marianne ahmte die Bewegung nach, die sie bei ihm beobachtet hatte. An den Mund setzen, Kopf zurück, schlürfen.

Sie schmeckte den feinen Hauch von Seewasser, sie schmeckte Nuss, sie schmeckte etwas Muscheliges, und in ihrer Nase war der konzentrierte Duft von allem, woran sie dachte, wenn sie das Meer vor sich sah. Gischt, Wellen, Brandung, Quallen, Salz, Korallen und sich tummelnde Fische. Weite und Unendlichkeit.

»Meer«, sagte sie wehmütig. Das Meer konnte man essen!

»*Ya. Ar Mor*«, sagte er kehlig lachend, kratzte mit dem Austernmesser den Rest des hellen Muskelstücks ab und reichte ihr die Schale erneut.

Ar Mor. Jede Auster war wie das Meer. Jenes Meer, dachte sich der junge Mann, das jeder im Herzen trug, weit und frei, wild oder sanft, zartblau oder schwarz. Eine Auster war nicht nur eine Delikatesse. Eine Auster war der Schlüssel zu dem Traum vom Meer, den jeder in sich barg. Die, die sich nicht in seine Umarmung hineinwerfen wollten, die die Weite seines Horizonts und seine Tiefen, seine Leidenschaft, seine Unberechenbarkeit fürchteten – die würden niemals an einer Auster Gefallen finden. Sie würde sie ekeln. So wie die Liebe sie ekelte, die Leidenschaft und das Leben, der Tod, und alles, was das Meer bedeutete.

»*Merci*«, sagte Marianne. Ihre Fingerspitzen berührten einander, als er ihr die Austerschale aus der Hand nahm.

Du hättest mein Sohn sein sollen, dachte Marianne plötz-

lich. *So einen wie dich hätte ich gern gehabt. Ich hätte mit dir zu Opern getanzt. Ich hätte dir Liebe gegeben, damit auch du lieben kannst.*

Als sie mit ihrem Teller und dem Wasserglas voll Muscadet unter den Buchen über der Bucht saß, das Meer in naher Ferne, und es Auster um Auster aß und trank, dachte Marianne an den Tod.

War er wirklich nichts Absolutes, wie Clara gesagt hatte? War er wie diese Seite der Welt, nur mit mehr Feen und Dämonen?

Ein Spatz setzte sich auf Mariannes Tisch und klaute ihre Butter.

8

Je näher der Bus Pont-Aven kam, desto mehr wünschte Marianne sich, er würde langsamer fahren. Sie hatte Angst, dass sie bei der nächsten Telefonzelle aussteigen und Lothar anflehen würde, sie nach Hause zu holen.

Als der Bus vor der Keksfabrik hielt, schlich sich Marianne diskret davon. Sie durchquerte Pont-Aven, ohne seinen Charme wahrzunehmen; ein pittoreskes Dorf, Galerien, Crêperien und Häuser, die aus dem achtzehnten Jahrhundert zu stammen schienen. Hier legte sich die Vergangenheit als Grundierung unter die Gegenwart. Marianne folgte dem Fluss, der sich durch das Dorf wand, bis sie nach dem Hotel Mimosa den Wald des Künstlerstädtchens erreicht hatte.

Sechs Komma drei Kilometer bis nach Kerdruc besagte ein kleines Schild, es wies den Wanderweg GR 34 aus. Sechstausend Meter noch. Vielleicht zwölftausend Schritte. Das war nichts.

Marianne war in Celle viel zu Fuß gegangen. Sie war sich wie ein Vogel vorgekommen, der pausenlos ausflog, um hier und da etwas aufzupicken. Lothar ließ ihr nie den Wagen. »Zu wenig Fahrpraxis«, sagte er lakonisch und »Du kriegst eh keinen Parkplatz«. Er kaufte nie ein, er wird sich jetzt zwischen den Regalen verlaufen, dachte sie, ein Feldherr verloren zwischen Büchsen, Tampons und Teebeuteln.

Wieder hob sie instinktiv ihre Hand zum Mund. Wie garstig ihre Gedanken waren.

Die Luft roch nach Schlick und nach angewärmtem Waldboden. Sie nahm einen zarten Pilzduft wahr. Vielleicht schaffte sie es, bis zum Sonnenuntergang am Meer zu sein, und konnte zusammen mit der Sonne darin schlafen gehen?

Bis auf das Summen der Insekten, der Ansprache eines Finken, einem verlegenen Knacken und dem wiegenden Blätterrauschen war nichts zu hören. Nichts. Ihre Schritte waren die einzigen menschlichen Geräusche auf dem gewundenen Waldweg entlang des Aven, der sich auf Schulterbreite verschmälert hatte. Wie ein immer länger werdender Flur zu einem unbekanntem Zimmer.

Überall blühte der rote Fingerhut. *Digitalis*. Die Arznei, die das Herz zum Stillstand bringen konnte.

Vielleicht sollte ich sie einfach abkauen, dachte Marianne. Aber dann dachte sie an die Kinder. Kein Kind sollte eine Tote im Gestrüpp finden müssen.

Sie passierte alte hohe Bäume, die nur wenig Tageslicht auf den Weg brechen ließen, durchsetzt von grünem Nebel. Nach einer Anhöhe gelangte Marianne an eine schmale Straße; sie führte über eine steinerne Brücke, schnurgerade über einen trockenen Flussarm gespannt, in der Mitte thronte ein Haus ohne Fenster. *Moulin à marée.*

Es begann zu regnen, obgleich noch die Sonne schien, das Wasser brachte die Luft zum Funkeln.

Sie stellte sich vor, dass der goldene Schimmer jener Schleier war, der die Dieswelt von der Anderswelt trennte. Auf der Mitte der Brücke hob Marianne die Hand und schob sie durch den Schleier. Der Regen war ganz weich, ganz warm. Sie stellte sich vor, wie Feen und Riesen über diese Brücke an ihr vorübergingen und darüber lachten, dass sie eine Hand in die Totenwelt gesteckt hatte.

Sie hatte nicht gewusst, dass die Welt so bezaubernd und so wild sein konnte. Keine Hochhäuser. Keine Neubauten. Keine Autobahnen. Sondern Vögel, die ihre Nester in Palmen bauten, Glyzinien, Pfingstrosen, Mimosen, die Felsen umwucherten. Es gab den Himmel, die Steine und andere Welten jenseits goldener Regenfälle.

Solch ein Land muss die Menschen formen, dachte Marianne, nicht andersherum; es muss sie stolz und hartnäckig machen, leidenschaftlich und dennoch scheu, es formt sie wie Steine und Stämme.

Marianne lief, und die menschenfreie Leere zerrte an ihren Gliedern. Ihr war, als vernehme sie ein Wispern aus den Tiefen des Waldes; sie dachte an Clara und dass dieses Land nur jenem seine Geschichte erzählen

würde, der bereit war, sie zu hören. Marianne lauschte, doch sie konnte nicht verstehen, was Wind und Gras, Bäume und Granitfelsen ihr zu sagen hatten.

Der Regen hörte auf, als sie aus dem Wald hinaustrat, und der *sentier 34* neben einem schmutzigen Flaschencontainer endete, direkt auf einem kleinen Parkplatz mit hellgelbem Kies.

Sie blickte sich um. Eine Straße ohne Mittelstreifen, goldgelbe Felder. Links schien sich das Dorf zu verdichten.

Marianne fühlte sich betäubt von so viel frischer Luft und dem Laufen. Die aufkommende leichte Brise roch wie kurz vor einem Gewitter, magnetisiert und staubig. Mariannes Knie pochte. Sie ging vorbei an Hortensien in allen Farben, sie ignorierte sie, genauso wie die *chaumières*, die bretonischen Sandsteinhäuser mit den bunten Fensterläden, die Gärten mit blühenden Feigenbäumen, duftendem Oleander und im Wind wispern-dem Seegras.

Sie folgte allein der schmalen Dorfstraße.

Am Ende einer kleinen Anhöhe vollführte sie eine Linksschleife um ein weißes, dreistöckiges Haus herum – und dann war Marianne auf einmal da, an einem stillen Sonntag im Juni.

Am Hafen von Kerdruc.

Der Hafen von Kerdruc bestand aus einem rechteckigen Quai, einer Mole, die in den Aven hineinreichte, und einer weiteren, die sich am Ufer des Aven flussaufwärts zog. Auf ihr kuschelten sich Ruderboote stehend aneinander wie farbige Löffel in einer Besteckschublade. An den Flusshängen schmiegt sich vereinzelt reetgedeckte *chaumières* wie weiße Blüten in das satte Grün der Kiefern und Seegraswiesen. Dutzende Sportschiffe, aufgereiht an einem Ankerseil zwischen roten Schwimmbojen, schwangen sich wie weiße Mondsteine an einer Folklorekette die Mündung des Aven hinab. Sie tanzten mit der salzigen Flut, die in die süßen Wasser des Flusses eindrang.

Dort, wo sich Wasser und Himmel, Blau und Gold, sanfte Wälder und schroffe Kliffe trafen, begann das Meer. Das Restaurant am Fuß des weißen, dreistöckigen Hauses, das *Ar Mor*, besaß eine Holzterrasse mit rotweißer Markise und eine blaue Holzpforte. Die Pension daneben, die *Auberge d'Ar Mor*, war ein romantischer, verwitterter Granitbau, dessen Eingangsfoyer von Laub und verblühten Hortensien zugewuchert war.

Auf der anderen Seite des Aven, der *rive gauche*, noch ein winziger Hafen mit kurzem Quai, pummeligen Fischerbooten und einer Bar mit grüner Markise.

Und nirgends ein Mensch.

Nur das Glucksen der Küsse von Flut und Fluss war zu hören, das unregelmäßige Klappern der Stahlseile an den Masten der Schiffe und das leise Weinen einer Frau.

Die Frau war Marianne, und sie weinte, ohne den Blick von alldem abzuwenden – so unerträglich schön war Kerdruc. Jeder Ort, an dem sie vorher in sechzig Jahren gewesen war, wurde hässlich.

Das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein, verdichtete sich. Sie roch Salz und frisches Wasser, die Luft war klar wie Glas, auf dem Fluss ein Glanzteppich aus goldblauer Seide. Und wie es roch!

Im hellen Schein dieser Schönheit war jedes vergangene Entsetzen gnadenlos ausgeleuchtet. Jede hingegenommene Kränkung, jeder ungesagte Widerspruch, jede ablehnende Geste. Marianne trauerte, und diese tiefe Trauer zwang sie, ihre Feigheiten zu bereuen.

Ein rotweißer Kater war aus einem Baum gesprungen und hatte sich hinter Marianne gesetzt. Als diese nicht aufhörte, unter Schluchzern zu beben, erhob die Katze sich, ging um Marianne herum, setzte sich wieder und starrte sie an.

»Was ist?«, schluchzte Marianne und wischte sich die Tränen vom Gesicht.

Der Kater machte drei Schritte auf sie zu und stieß seinen Kopf in Mariannes offene Hand. Er rieb sein Köpfchen inbrünstig darin und schnurrte ein tiefes heiseres Schnurren. Marianne kitzelte den Rotweißen unter dem Kinn.

Die Schatten der Bäume und Häuser wurden länger, die Wasserseide glühender. Kerdruc verdunkelte sich.

Marianne überschlug, wie viel Geld sie noch besaß. Für ein Taxi bis zum Meer würde es vielleicht reichen oder für eine Mahlzeit und etwas zu trinken; für ein Zimmer nicht, höchstens für eine Luftmatratze und eine Bibel oder ein Holzschiff als Kopfkissen.

Sie atmete schwer aus. Es war ein langer Tag gewesen. Das Donnergrollen kam unvermittelt. Der Kater wand sich erschrocken aus ihren Händen und sprang davon. Schon färbten die ersten nadelscharfen Regentropfen den Asphalt schwarz.

Die Stahlseile knatterten heftiger, und das Wasser wurde grau und unruhig. Regen schäumte auf den Wellen. Die Schiffe am Quai drückten sich aneinander wie frierende Schafe. Eine Kajütentür vibrierte klappernd im Wind.

Marianne lief bis zum Hafengebäude, rüttelte an der Tür: verschlossen. Sie hastete bis zum Eingang des Restaurants: verschlossen. Sie klopfte heftiger. Der Regen kam jetzt auch von unten; die Tropfen klatschten so stark auf den Boden, dass sie wieder zurücksprangen. Das Wasser lief Marianne in den Nacken, in die Ärmel, es durchweichte ihre Schuhe. Sie hielt sich den Mantel über den Kopf und lief auf den Quai zurück.

Der Kater galoppierte auf die Mole zu. Es sah so aus, als wollte er sich in den Fluss stürzen; augenblicklich lief ihm Marianne nach. »Tu's nicht!«, rief sie entsetzt, doch er setzte zum Sprung an – und landete im letzten Boot, das an der Mole vertäut war. Marianne schaffte es, ihm hinterher über die schaukelnde Reling an Bord zu klettern, rutschte auf dem nassen Boden aus, bekam die Tür zu fassen, drückte sich hindurch in die Kajüte, die Treppe hinunter und zog die Tür fest hinter sich zu.

Sofort hörte sich der Regen nur noch wie ein Körnerrieseln an, und unter dem Boot war ein Raunen und Murmeln.

Der Kater saß in der Kojen. Sie begann, sich ihre durch

und durch nasse Kleidung auszuziehen. Als sie merkte, dass sogar ihre Unterhose klitschnass war, wusch sie alles in dem winzigen Waschbecken der Kabine, die als Dusche und Klo diente. Dann wickelte sie sich neben der Katze in eine Decke und zog den Vorhang zu.

Sie krümmte sich zusammen, um sich zu wärmen. Der rotweiße Kater robbte in die Kuhle ihrer Arme und schnurrte sie an.

Das Wiegen und Schaukeln des Schiffes, das leise Klopfen des Regens, der Kokon der dunklen Koje beruhigten sie.

Nur ein bisschen ausruhen, dachte Marianne. *Nur ein bisschen.*

Sie träumte von den Steinreihen Carnacs. Jeder Stein trug Lothars verwundertes Gesicht. Nur Marianne konnte ihn mit einem Kuss befreien, und sie suchte lang nach dem schönsten aller Lothar-Steine. Sie entschied sich dann, doch lieber auf einer Auster davonzufiegen. Die Auster war warm, und sie schaukelte über die Wolken. Das Meer unter ihr war grün, und kleine Lichter wandelten auf den Wellen.

Mit diesem Licht wachte Marianne auf und brauchte ein wenig Zeit, bis sie wusste, wo sie war. Der taghelle Schimmer, der durch das Bullauge fiel, verriet ihr, dass sie länger geschlafen hatte, als sie es vorgehabt hatte. Sie wickelte sich die Decke fest um den nackten Leib, öffnete vorsichtig die Tür der Kajüte – und erwachte in einen Traum hinein.

Sie war allein auf einem kleinen weißen Boot, und um sie herum nichts als das Meer.

Ein Aufschrei ließ sie zusammenfahren. Neben dem Schiff, etwa zwanzig Meter entfernt, war ein Mann aus den Wellen aufgetaucht – mit weißen Haaren, Schnauzbart und großen, schwarzen Augen. Marianne ruderte noch für Sekunden vergeblich mit den Armen und fiel dann mit einem »Huch!« über Bord. Sie versank im Wasser wie ein Stein. Als der erste Schluck Meerwasser ihre Kehle hinabrann, riss sie die Augen auf.

Nein! Nein!

Sie trat mit den Füßen, die verknotete Decke löste sich von ihrem Körper und schwamm davon. Mit letzter Kraft tauchte Marianne aus den Wogen auf und atmete tief die rettende Luft ein.

»Hilfe«, rief sie schwach, eine salzige Welle erstickte ihren Schrei.

»Madame!«, rief der Mann, sie trat in Panik nach ihm und erwischte eine empfindsame Stelle. Er schrie auf und ging unter.

»Entschuldigung«, japste Marianne. Sie bekam die Bootsleiter zu fassen. Der Mann tauchte neben ihr auf. Dabei rutschte ihm seine übergroße Sonnenbrille vom Gesicht. Marianne kämpfte sich die Leiter hinauf, bedeckte zutiefst beschämt ihre Blöße mit beiden Händen, lief zur Kajüte und schloss sich ein.

Simon konnte es nicht fassen. Eine Frau. Auf seinem Boot. Nackt.

»Hallo?«, rief der Bretone. »Sin' Sie noch da? Ich zähl bis zehn und dann komm ich. Wenn ich Sie dann noch in einer unangenehmen Situation ... also ... ich bin bald siebzig und brauch 'ne Brille, Sie haben also nichts zu befürchten.«

Nichts.

Simon beschloss, dass er immer noch betrunken sein musste.

Er sehnte sich nach einem starken *kafe* mit *kalva*. Nichts war besser, den Kater zu bändigen, als morgens mit dem Getränk weiterzumachen, mit dem man in der Nacht vermutlich aufgehört hatte.

Und dann würde er nach dieser Piratenbraut sehen. Sie hatte Augen, die einen Mann umbringen konnten. Ganz helle Augen wie frisches Grün an den Apfelbäumen im Frühling. Ganz jung war das Mädels nicht, aber irgendwie doch noch ein Mädels. Wie erschrocken sie gewesen war.

Der betagte Fischer schwamm nicht gegen die Stärke des Meeres an, er ließ sich von ihr tragen. Das Wasser war kalt, vierzehn, fünfzehn Grad, doch Simon breitete sich in der Kühle aus, ließ sie durch sich hindurchfließen.

Besser. Viel besser.

Entschlossen kletterte er nun die Leiter hinauf, zog sich rasch seine Hose an, streifte sein ausgewaschenes blaues Hemd über den gebräunten Oberkörper und lichtete routiniert den Anker.

Marianne beobachtete ihn durch das Bullauge. Sie hatte nichts von dem verstanden, was der Weißhaarige ihr aus

dem Wasser zugerufen hatte. Seine Sprache war voller *ch*-Laute gewesen; eine Sprache, die sie noch nie zuvor gehört hatte.

Marianne spürte das Rollen des Schiffsmotors unter ihren Füßen. Was würde er jetzt tun? Sie über die Planke jagen?

Mit bebenden Händen strich sie sich die Haare glatt, nahm die Handtasche in die eine und ein Brotmesser in die andere Hand und öffnete dann die Kajütentür.

»Bonjour, Monsieur«, sagte Marianne mit so viel Würde, wie es ihr möglich war.

Simon ignorierte sie, bis sie aus der Rinne herausgefahren waren, in der die Tanker kreuzten. An seinem Stammpfahl, von wo aus er den Archipel der Glénan-Inseln sehen konnte, drosselte er den Motor und musterte die Fremde. Das putzige kleine Messer erheiterte ihn.

Er drehte die Thermoskanne auf, goss Kaffee mit Calvados in eine Tasse und reichte sie ihr.

»Merci«, sagte Marianne und nahm beherzt einen tiefen Schluck. Sie hatte nicht mit dem Alkohol gerechnet und begann zu husten.

»*Petra zo ganeoc'h?*«, hub Simon wieder an. Was fehlt Ihnen?

»Je suis allemande«, erklärte Marianne stotternd. Sie hatte einen kleinen Schluckauf. »Und ... ich m'appelle Marianne.«

Er drückte Marianne kurz die Hand, sagte »Je suis breizh. M'appelle Simon« und ließ den Motor wieder anlaufen.

Gut, das hatten sie geklärt. Simon seufzte erleichtert. Er war der Bretone, sie die Deutsche, un point, c'est tout.

Marianne betrachtete das wogende Wasser, das das Boot umspülte. Schwarz und türkis, hellgrau und königsblau. Clara hatte recht: Wenn man die Augen zusammenkniff, hatte alles dieselbe Farbe; der Himmel, der am Horizont an das Wasser stieß, und das Land, auf das sie jetzt immer rascher zufuhren.

Da unten, dachte sie. *Da hatte ich doch hingewollt. Wieso habe ich es nicht getan? War ich nicht feige genug? Oder nicht mutig genug?*

Marianne fühlte sich von sich selbst verwirrt.

Sie sah zu Simon, und in ihrem Gesicht spiegelten sich Angst und Zweifel wider.

Der Fischer fragte sich, was diese Frau dort fürchtete. Sie war immer wachsam, als ob sie einen Schlag erwartete. Und gleichzeitig trank ihr Blick aus der Weite, die sie umging; sie trank mit den Augen wie eine Verdurstende. *Is' schon gut, Mädels. Brauchst keine Angst vor mir haben.* Simon mochte Menschen, die das Meer liebten.

Er tat es ja auch. Oft hatte Simon Wochen auf See verbracht, weil die Rochen- und Kabeljaukutter von Concarneau aus bis in die Isländische See und nach Neufundland fuhren. Das musste man aushalten, nur Wasser und Himmel, wochenlang.

Simon dachte an Colette. Sie war eine der wenigen Dinge, die er am Festland mochte. Er hatte der Gale-ristin aus Pont-Aven Blumen zum Geburtstag geklaut und würde sie ihr nachher im *Ar Mor* übergeben. Wenn er diese Meeresfee hier abgesetzt hatte – wer weiß, vielleicht war sie eine wandernde Seele auf dem Weg nach Avalon und hatte sich nur auf seine *Gwen II* verlaufen?

Frauen. Es war so furchtbar schwierig mit ihnen. Sie waren wie das Meer. Unberechenbar.

Er erinnerte sich an die Worte seines Vaters, als Simon sich über dieses rauhe, wilde, unberechenbare Meer beschwerte: »Lerne, es zu lieben, mein Sohn. Lerne, zu lieben, was du tust, ganz gleich, was, dann wirst du keine Probleme haben. Du wirst leiden, aber dann fühlst du, und wenn du fühlst, dann lebst du. Es braucht Schwierigkeiten, um zu leben, ohne sie bist du tot!«

Die Schwierigkeit im Kleid vor ihm sah auf die See hinaus. Simon erkannte die Sehnsucht in Mariannes Blick, glühend, voller Weh nach Ferne.

Simon winkte Marianne zu sich. Zögernd stand sie auf, und er holte sie ans Steuer, stellte sich hinter sie und half ihr behutsam beim Navigieren; sie hatten die Mündung des Aven hinter sich gelassen, der Hafen von Kerdruc kam immer näher.

11

Paul fuhr nach Kerdruc; es war immer noch das Beste, am Hafen auszunüchtern und sich die Nacht vom Wind und von der Sonne aus dem Körper wringen zu lassen. Simon hatte ihm heute Morgen Kaffee, Milch und lauwarme *galettes* auf dem karstigen Küchentisch hinterlassen, daneben eine Flasche Père Magloire. Eines der Hühner war auf den Tisch gestiegen und brütete sein Ei aus. Trotzdem. Nach dem kurzen Schlaf auf Si-

mons Küchensofa fühlte sich Paul wie rückwärts durch die Hecke gezogen. Vielleicht konnte er Simon überreden, ihm im Hofladen auszuhelfen. Seit Simon nicht mehr beruflich zur See fuhr, hatte er sein Fischerhaus in Kerbuan zu einem Minisupermarkt umgebaut und wohnte in der Küche, zusammen mit den Hühnern.

Simon verkaufte gutgläubigen Touristen alles. Eisbienenhonig, zum Beispiel. Von winterfesten Bienen in den Pyrenäen gesammelt, von Blumen, die auf den Gletscherebenen blühten. Natürlich. Dass es sich um würzigen *miel de sarrasin*, Buchweizenhonig aus dem *Ar Goat* handelte, brauchten die Touristen ja nicht zu wissen. Oder Simons Idee mit den Menhir-Samen. Ein Papiertütchen Granitkrümel, die von irgendeiner Reparatur aus der Hauswand gerieselte waren, vorn drauf eine Zeichnung der Megalith-Felder von Carnac. »In den ersten paar Jahrhunderten wachsen Menhire sehr langsam«, erklärte Simon den schafstreuen Besuchern, aber es helfe, wenn sie die gute alte keltische Erde der Bretagne als Dünger benutzten. So verkaufte er ihnen zu den Steinbröckchen noch eine Handvoll Dreck aus seinem Garten dazu.

Und das Beste an Simons Miniladen: Dort waren im Sommer viele Frauen, sie fanden alles »oh-so-neiz« und »niedlich«. Sie trugen kurze Kleidchen und hofften alle ein bisschen, sich einen bretonischen Fischer zu angeln, um den Roman *Salz auf unserer Haut* nachzuspielen. Simon redete ungern mit all diesen Touristinnen, darunter viele arrogante Pariserinnen, und hielt schon gar nichts von Salzspielchen. Aber für Paul gab es kein besseres Mittel, von einer Frau geheilt zu werden, als

eine andere Frau. Oder wenigstens so viele wie möglich davon auf einem Fleck zu versammeln.

Paul parkte neben Simons zerbeultem Citroën, der mit der Schnauze zur Terrasse des *Ar Mor* stand, und nicht wie sonst zur Wasserseite. Als ob Simon nicht hatte riskieren wollen, versehentlich im Hafenbecken von Kerdruc zu parken. Als der Ex-Söldner ausstieg, drehte sich Laurine strahlend zu ihm um. »Bonjour, Monsieur Paul«, rief die junge Kellnerin des *Ar Mor* und wandte sich wieder in Richtung Fluss.

Paul stellte sich neben sie. »Was gibt's denn da?« Er guckte ebenfalls zur Mündung des Aven, doch das Einzige, was er sehen konnte, war die *Gwen II*, die auf den Quai zutuckerte

»Da!«, rief Laurine. Sie hüpfte aufgeregt auf und ab, und davon wurde Paul schwindlig.

Auf der *Gwen II* Simon, wie immer. Und neben Simon ...

»Da!«, wiederholte Laurine, »huhu!«

»Eine Frau?«, entfuhr es Paul. Wie hatte Simon es geschafft, zwischen halb acht und *dijani*-Zeit eine Frau zu finden und mit ihr einen Bootsausflug zu machen? Verräter! Hatten sie sich gestern Nacht nicht geschworen, dass die Frauen in ihrem Leben keine Rolle mehr spielen sollten?! Jedenfalls keine allzu tragende.

Die letzten Meter erledigte Simon doch lieber selbst. Er hatte es genossen, Mariannes vom Meerwasser getränktes Haar zu riechen. Man sollte Meershampoo erfinden und verkaufen, dachte er. Er würde das später mit Paul besprechen, wie sie das Meer in so eine Tube Haarwaschmittel kriegen würden.

Dann sah Simon Laurine am Quai, und hinter ihr stand Paul mit einer Miene wie sauer eingelegtes Gemüse.

Marianne trat an die Reling, während Simon anlegte. Kerdruc. Sein Anblick krampfte ihr das Herz zusammen, und sie fühlte sich, als ob sie nach einer langen Reise über das Meer erneut nach Hause zurückgekehrt war.

Unsinn. Unsinn, hör auf, so einen Unsinn zu denken!

»Guten Morgen, Monsieur Simon!«, rief Laurine.

Simon fand, Laurine hätte Model werden können. Einmal hatte er ihr das vorgeschlagen, und dass sie nach Paris und Mailand gehen könnte, um reich zu werden. Da hatte sie ihn völlig erstaunt angesehen: »Reich? Aber wozu das denn?« Und das meinte sie auch noch ernst. Die Dreiundzwanzigjährige besaß den Körper einer Frau, aber ihr Geist war oft der eines Kindes, zu schlicht, um zu lügen, und zu naiv, um misstrauisch zu sein.

Ungelenk half Simon Marianne, aus dem Boot zu klettern.

»Ich trink nie wieder«, teilte er dann Paul mit, als er aus der *Gwen II* stieg und das Tau geübt um einen Pfosten schlang.

»Ich auch nicht«, log Paul und betrachtete Marianne mit Neugier und einem charmanten Lächeln.

»Paul, das is Mariann. Sie is Deutsche.«

»Allemande, hm?«, sagte Paul und nahm Mariannes Hand in die seine, um einen angedeuteten Handkuss darauf zu hauchen. »Swei Rulladen bötte.«

Entgeistert entzog sie ihm ihre Hand.

Simon stieß ihn an. »Lass das. Sie is schüchtern.«
 Paul wechselte ins Bretonische. »Ich dachte, wir hätten das mit den Frauen geklärt. Du bist mir ja ein feiner Kumpel, kaum dreht man dir den Rücken zu ...«
 »Ach hör auf. Ich war grad schwimmen, da kam sie nackt aus der Kajüte ...«
 »Nackt?!«
 »Und die Katze auch.«
 »Und dann? Habt ihr ...?«
 »Sie hat mich fast ertränkt.«
 »Die Katze ...?«
 »Als ich das Mädél da retten wollte, *garz*, sie is ins Wasser gefallen!«
 »Ich versteh das nicht.«
 »Dann frag doch nich.«
 »Hast du schon gefrühstückt?«, fragte Paul.
 »Spielen wir *tavla* und trinken einen *kafe*«, antwortete Simon. »Wer verliert, steht heute im Laden an der Kasse.«
 Marianne hatte die ganze Zeit verloren neben den Männern gestanden, die Füße eng zusammen, die Handtasche an sich gedrückt. Sie fühlte sich schutzlos. Der bullige Glatzkopf und der einsilbige Weißhaarige, den sie auf dem Meer getroffen hatte, redeten über sie, das spürte sie, und sie bemühte sich, sorglos zu lächeln. Der Kater strich ihr um die Beine, und seine Gegenwart beruhigte sie. Sie räusperte sich. »Entschuldigen Sie, ich ...«
 Ihr Kopf war leer. Weißes Rauschen. Keine Worte.
 Laurine beugte sich vor, um ihr drei Küsse abwechselnd links und rechts auf die Wangen zu geben.
 »Bonjour, Madame. Laurine«, sagte sie lächelnd.

»Marianne Lanz«, antwortete Marianne befangen. Sie fühlte sich immer noch wie eine nasse Katze und roch wahrscheinlich auch so. »Mariann? Das ist ja mal ein hübscher Name. Schön, dass Sie da sind! Hatten Sie eine gute Reise?« Marianne verstand kein Wort. Nun nahm Laurine Marianne bei der Hand, während Simon und Paul auf der Terrasse begannen, Kissen auf die Holzstühle zu legen. Dabei bewegten sie sich mit der geübten Langsamkeit alter Männer.

»*Kenavo*«, rief Simon Marianne nach, das bretonische »Bis dann«.

Laurine war furchtbar aufgeregt. Und wie immer, wenn sie aufgeregt war, flüsterte sie. »Ich bringe Sie jetzt zum Koch, er heißt Jeanremy. Der wird sich freuen! Er wartet so dringend auf Ihre Hilfe. Jeanremy! Jeanremy!«

Als Laurine Marianne hinter sich her zur Küche des *Ar Mor* dirigierte, blieb Marianne bekloppt auf der Türschwelle stehen. »Ich ... Verzeihung, aber ...« Niemand hörte auf sie. Niemand.

Erst als der Mann sie ansah, sein rotes Kopftuch zurückschob und sie anlächelte, wandelte sich ihre Befangenheit in so etwas wie Erleichterung. Er war es!

»Was sind Sie denn, ein Hells Angel in Ausbildung?«, hatte Madame Ecollier vor zwei Sommern gefragt, als Jeanremy von seinem Motorrad gestiegen und zum Probekochen angerückt war: schwarze Jeans, rotes Hemd, Nietenboots. Er trug Ohringe und eine Tätowierung im Nacken unter den dunklen Locken. Seine Lieblingsmesser hatte er in einer Messertasche verstaut, die wie ein Revolver an seinem Gürtel hing. Jedes seiner ledernen Armbänder symbolisierte eine der

Küchen, in denen er in den letzten dreizehn Jahren seit seinem sechzehnten Geburtstag gekocht hatte.

Seinen Kochpiratenaufzug hatte Madame Ecollier goutiert: »Mir wäre es zwar lieber, Sie sähen mehr Louis de Funès statt Alain Delon ähnlich. Tant pis, kochen Sie und lassen Sie die Augen von den weiblichen Gästen. Und die Finger vom Personal. Und vom Alkohol, es sei denn, Sie schütten ihn in eine Kasserolle. Bon bouillonner, Perrig.«

Marianne fand ihn wunderbar. »Bonjour«, sagte sie kaum hörbar.

»Bonjour, Madame«, erwiderte Jeanremy Perrig, der Mann, der ihr die erste Auster ihres Lebens geschenkt hatte, und kam um den stählernen Küchenblock herum. »Schön, Sie wiederzusehen. Ich hoffe, die Austern haben Ihnen geschmeckt?«

»Das ist die neue Köchin«, flüsterte Laurine atemlos.

»Mariann Lance!«

»Bist du dir sicher?«

»Oui«, hauchte Laurine. »Monsieur Simon hat sie im Meer gefunden. Mittendrin.«

Jeanremy fing Mariannes Blick auf. Mitten im Meer?

Er erinnerte sich, wie sie gestern in der Austernzüchterei auf ihn gewirkt hatte. Verloren und doch voller Willen, etwas ganz Bestimmtes zu finden. Das Verlorene war immer noch in ihren Augen, auch wenn sie versuchte, es mit einem zerbrechlichen Lächeln zu überdecken.

Jetzt erst sah Jeanremy Laurine an.

Laurine, dachte er, *mein Kätzchen, was hast du nur mit mir gemacht*. Er musste sich mit Gewalt von ihrem Anblick losreißen.

Marianne hoffte mit Unbehagen darauf, dass jemand ihr erklärte, warum sie eigentlich hier wartete. Verstohlen beobachtete sie Laurine und Jeanremy, die einander nun ansahen, als ob jeder darauf wartete, dass der andere etwas sagte.

Schließlich wandte sich Laurine ab und ging nach draußen.

Jeanremy starrte vor sich hin. Dann schlug er mit der flachen Hand wütend über sich selbst auf den Tisch.

Marianne schreckte hoch und sah, wie der Koch sich an die blutende Hand griff. Sie ließ ihre Handtasche fallen. In der Küche des Hospizes hatte der Erste-Hilfe-Kasten an einem völlig nebulösen Platz gehangen, hinter der Tür, wo ihn keiner sah, weil die Tür immer offen stand. So war es auch hier. Sie holte eine Mullbinde, Druckverband und Spannpflaster aus dem Schrank, nahm Jeanremys Hand behutsam in ihre und untersuchte die Wunde: ein tiefer, glatter Schnitt über seinen Daumenballen. Jeanremy hatte die Augen geschlossen. Sie schob sein rotes Tuch zurück, das ihm über die Stirn gerutscht war.

Marianne legte ihre linke Hand auf Jeanremys verletzte Hand. Sie konnte seinen Schmerz spüren. In ihrer Hand. In ihrem Arm.

»Ist nicht schlimm«, murmelte sie.

Jeanremy entspannte sich, er atmete tiefer, während sie ihn geschickt verband. Marianne strich ihm sanft über den Kopf, so wie sie es bei einem kleinen Jungen getan hätte. Obgleich dieser Junge hier sie um Haupteslänge überragte.

»Merci beaucoup, Madame«, flüsterte der Koch.

Marianne drehte den größten der leeren Kochtöpfe um und bedeutete ihm, sich hinzusetzen; sie ließ sich auf einem kleineren ihm gegenüber nieder. Ihr Arm kribbelte. Dreimal setzte sie zum Sprechen an.

»Also. Ich weiß nicht, warum ich hier bin«, begann sie und lehnte sich an die kühle, geflieste Wand.

»Je m'appelle Marianne Lanz. Bonjour. Je suis allemande.« Sie dachte nach. Ihr fiel kein einziges brauchbares französisches Wort mehr ein. »Also ... au revoir.« Sie stand wieder auf.

Und dann begann plötzlich der Deckel auf dem Topf mit der *court-bouillon* auf dem Herd zu tanzen, der Sud kochte über und sprühte zischend und fauchend auf den Gasherd.

Marianne ging, ohne nachzudenken, zu dem Topf, drehte das Gas herunter und hob den Deckel.

»Gemüsebrühe?« Sie nahm einen Löffel, schöpfte etwas Brühe darauf und ließ sie im Gaumen kreisen. »Das ... ohne dass ich Sie beleidigen will, aber ...« Sie entdeckte den Guérande-Salz-Becher, schüttelte ihn und sagte: »Pfui.«

»Fui. Oui. Laurine. Fui«, raunte Jeanremy. Ihm war schwindelig.

»Laurine Pfui?«

Er schüttelte den Kopf und klopfte dann gegen sein Herz.

»Ah, Sie haben wegen Laurine das Salz ...«

Ein verliebter Koch. Die zuverlässigste Methode, eine Küche zu ruinieren.

Marianne sah sich um. Im Kühlhaus fand sie, was sie suchte: rohe Kartoffeln. Flink begann sie, zehn Stück zu

schälen und sie in Würfel zu schneiden, die sie dann in die *court-bouillon* warf.

Jeanremy schaute Marianne zu und wartete ab.

Nach fünf Minuten schöpfte Marianne ihm etwas Sud auf den Probierteller. Als er gekostet hatte, sah er Marianne überrascht an.

»Die Stärke. Es ist nur die Stärke in den Kartoffeln«, murmelte sie verlegen. »In zwanzig Minuten nehmen wir sie wieder raus, und wenn dann noch zu viel Salz drin ist, dann werfen wir fünf gekochte Eier hinterher. Dann nichts mehr pfui. Pfui weg. Und ich auch.«

»Bien cuit, Madame Lance.« In ihm formte sich eine Idee.

»Was ist hier los?«

Die Frau in Schwarz besaß eine hallende Stimme und eine aufrechte Haltung, die Marianne spüren ließ, dass sie hier die Chefin war. Aufrecht wie eine Statue, ihr Gesicht verschrämmt von der Witterung eines fünfundsechzigjährigen Lebens.

»Bonjour, Madame«, beeilte sich Marianne zu sagen. Fast hätte sie einen Knicks gemacht.

Geneviève Ecollier ignorierte sie und fixierte Jeanremy. Er erinnerte sie an ein Reh in Duldungsstarre.

»Jeanremy!« Ihre Stimme wie ein Schuss. Es kam Bewegung in den Vorderlauf, der den Probierteller hielt, von dem etwas Sud tropfte.

»Was, verdammt noch mal, du bretonischer Hinkefuchs, hast du jetzt schon wieder mit der Brühe angestellt?«

Sie forderte ihn auf, ihr auf den Probierteller den Sud aus Karotten, Schalotten, Lauch, Knoblauch, Sellerie, Kräutern, Wasser und Muscadet zu schöpfen. Am ver-

gangenen Wochenende hatten sich schon wieder Gäste beschwert, und auch wenn Geneviève diese Pariser nicht ernst nahm, konnte sie es nicht leiden, wenn sie recht hatten. Geneviève hatte den *thon à la concarnoise* nach dem Abräumen probiert und ja: Die Sauce hätte sogar Äpfel von den Bäumen geschüttelt.

Die *court-bouillon* war die Seele der bretonischen Küche. In der Brühe gediehen Kaisergranaten und ertränkten sich Taschenkrebse mit Wonne; darin konnten enthäutete Enten vor sich hin simmern oder Gemüse. Mit jedem Durchgang wurde der Sud kräftiger, und er konnte über drei Tage verwendet werden. Er war die Basis für Saucen, und ein Schnapsglas voll gesiebter *court-bouillon* konnte aus einem mittelprächtigen Fischeintopf ein kleines Festmahl schaffen.

Solange eben diese Basis nicht zu salzig geriet, aber das hatte Perrig in den letzten Wochen in schöner Regelmäßigkeit hinkommen. Die ganzen acht Liter *court-bouillon* konnte man über die Mole kippen und die Fische vergiften! Geneviève probierte den Sud.

Mon Dieu, gedankt sei allen guten Feen. Er hatte sich diesmal beherrschen können.

Jeanremy schaffte es knapp, den Probierteller aufzufangen, den ihm Madame Geneviève wie einen Diskus zugeschleudert hatte.

Dann erklärte er ihr, dass Madame Lance sie davor bewahrt hatte, heute nur *steak frites* servieren zu können.

»Sind Sie die Köchin, die sich hier vorstellen wollte?«, wandte sich Geneviève nun etwas freundlicher an Marianne. *Bitte lass sie es sein*, dachte Geneviève grollend, *bitte*.

Jeanremy antwortete für Marianne, als er bemerkte, dass sie wirklich nicht verstand.

»Ist sie nicht.«

»Ist sie nicht? Wer ist sie dann?«

Jeanremy lächelte Marianne zu. Etwas in ihrem Gesicht bat darum, gehen zu dürfen. Und etwas anderes, von dem sie vielleicht gar nicht wusste, dass es da war, wollte bleiben.

»Sie ist aus dem Meer gekommen.«

Madame Geneviève Ecollier betrachtete Marianne. Ihre Hände wirkten, als ob sie Arbeit gewohnt waren. Sie schien weder kokett zu sein noch sonderlich viel Wert darauf zu legen, sich herauszuputzen. Sie sah auch nicht weg, wenn man sie anschaute, wie die meisten Leute – etwas, das Geneviève Ecollier nicht ausstehen konnte. Marianne wand sich innerlich unter den Blicken. Sie wünschte sich, auf der Stelle unsichtbar zu werden.

»In Ordnung«, beschloss Geneviève ruhiger. »Du hast dich ja anscheinend verletzt, Jeanremy, brauchst also sowieso Hilfe. Ob aus dem Meer oder vom Himmel oder sonst woher. Gib ihr einen Saisonvertrag. Laurine soll ihr das Muschelzimmer in der Auberge zeigen. Wir werden ja sehen, was davon zu halten ist«, sagte Geneviève. Und dann mit einem knappen Nicken zu Marianne: »Bienvenue.«

»Au revoir«, antwortete diese höflich.

Madame Geneviève bellte Jeanremy an. »Und bring ihr Französisch bei!«

Jeanremy wandte sich vergnügt an Marianne.

»Haben Sie schon gegessen?«

Ich unterscheide Frauen in drei Kategorien«, sagte Paul, zupfte an einem überlangen Haar seiner Augenbraue, klopfte mit dem Schnapsglas auf den Holztisch und trank es in einem Zug aus. Dann stellte er das leere Glas neben die anderen auf das Trictracbrett, das zwischen ihm und Simon stand.

»Das tust du immer.«

Simon verzog das Gesicht, der Lambig brannte. »Ich bin vielleicht nur 'n dummer Fischer, aber das is kein Grund, mir dauernd Vorträge zu halten.«

Simon deutete nur ein Nicken an, als Laurine ihnen von der Schwelle zum Gastraum aus fragend vier Finger hochhielt.

Paul redete weiter. »Alors. Hör zu. Die erste Kategorie sind die *femmes fatales*. Sie sind aufregend, aber sie unterscheiden nicht zwischen dir und mir und irgendwem. Die sind gefährlich. In die darfst du dich nicht verlieben, das bricht dir das Herz. Verstanden?«

»Hmm. Ich gewinne übrigens gleich.«

»Die zweiten sind die freundlichen, die du heiraten kannst; es wird dich langweilen, aber niemals in Gefahr bringen. Sie meinen dich, und sie sehen keinen anderen an, niemals. Irgendwann werden sie traurig und hören auf, zu leben, weil sie nur in deine Richtung geschaut haben und du nicht mal mehr richtig hinsiehst.«

»Aha. Und zu welcher Kategorie gehört die Frau aus dem Meer? Mariann?«

Laurine brachte ihnen vier weitere Gläser Schnaps.

»Warte. Und dann gibt es die Frauen, für die du lebst«, sagte Paul leise. »Das sind die einen. Für die alles einen Sinn gehabt hat, was du je getan oder nicht getan hast. Du liebst sie, und das wird dein gesamter Lebensinhalt. Du stehst auf, um sie zu lieben, du gehst schlafen, um sie zu lieben, du isst, um sie zu lieben, du lebst, um sie zu lieben, du stirbst, um sie zu lieben. Du vergisst, wohin du wolltest, was du versprochen hast und dass du verheiratet bist.« Er dachte an Rozenn, die er so sehr liebte, dass alles einen Sinn gehabt hatte. Und er dachte an den Mann, wegen dem sie gegangen war. Dem Knaben. Siebzehn Jahre jünger als Paul. Siebzehn!

»Du bist aber nicht mehr mit Rozenn verheiratet, Paul.«

»Das habe ich mir nicht ausgesucht.«

Nein. Rozenn hatte sich das ausgesucht. Ein paar Wochen, nachdem sie Großmutter von Zwillingen geworden war, warf sie alles über den Haufen und verliebte sich in einen quasi Halbwüchsigen.

Simon dachte an das Meer. Das hatte er sich ausgesucht, und das Meer hieß ihn immer willkommen. Er konnte sich so in die Wellen schmiegen, wie er es an einen warmen weiblichen Leib getan hätte. In das Wasser eintauchen wie in den Körper einer Geliebten.

»Ihr seid schon ziemlich weit gekommen, heute, *n'est-ce pas?*«

Eine Stimme, rauchig, tief und heiser. Ihr voraus wehte ein Duft von Zigaretten und Chanel No. 5. Hohe Absätze kamen klickend näher, Beine in echten Seidenstrümpfen, darüber ein schwarzes, edles Kostüm, gelbe Handschuhe, ein schwarzer Hut.

Colette Rohan.

Colette bot ihre feingeschnittene Wange für die drei *bisous* und küsste die Luft neben Simon, während der die Augen schloss und seine Wange zart an ihre legte; es war wie immer viel zu schnell vorbei, dachte Simon. Paul stand auf, zog die aparte Galeristin an sich und gab ihr drei spürbare Begrüßungsküsse, setzte sich wieder, würfelte und schob seine leeren Schnapsgläser über das Backgammonbrett.

Simon schwieg und sah Colette an, sein Mund wurde trocken, und er hörte das Meer in seinen Ohren rauschen.

»Madame?«, fragte Laurine und pustete ihren Pony hoch.

»Wie immer, ma petite belle«, sagte die Galeristin und ließ sich neben Paul und Simon am Tisch nieder, schlug die Beine anmutig übereinander und wartete, bis Laurine ihr ein Glas Leitungswasser und einen Bellini serviert hatte.

»Laurine, welcher Tag ist heute?«, fragte Paul.

»Es ist Montag, Monsieur Paul. Sie kommen jeden Montag, morgens und abends, an den anderen Tagen kommen sie nur mittags, und deshalb weiß ich, dass heute Montag ist.«

»Und es ist Madame Colettes Geburtstag«, ergänzte Paul.

»Ooohh!«, sagte Laurine.

Colette trank einen Schluck Bellini. Erst dann bat sie Simon, ihr Feuer zu geben. Sie konnte nur nass rauchen, das war schon immer so gewesen, mit sechzehn, mit sechsunddreißig und jetzt mit sechsundsechzig genauso.

Sechsundsechzig. Colette schnaubte.

Simon räusperte sich unsicher und kramte umständlich etwas aus seiner alten Boottasche hervor. Schließlich schob er ein ungeschickt verpacktes Bündel zu Colette hinüber.

»Für mich? Simon, mon primitif! Ein Geschenk!«

Aufgeregt riss sie das Papier ab. »Autsch!«, knurrte sie. Etwas hatte sie gestochen.

Paul begann dröhnend zu lachen.

»Disteln«, stellte Colette dann mit ihrer rauchigen Stimme fest und saugte heftig an der Zigarettenspitze.

»Ich musste eben an dich denken«, stammelte Simon.

»Mon primitif, du überraschst mich immer wieder. Erst vor zwei Wochen dieser ausgesprochen originelle Aschenbecher in Form eines ... was war es doch gleich?«

»Ein halber Taschenkrebs.«

»Vor einer Woche dann die tote blaue Libelle ...«

»Ich dachte, ihr Frauen könnt daraus irgendwas machen. Eine Brosche vielleicht.«

»... und heute diese seelenvollen Disteln.«

»Kugeldisteln.«

»Männer haben mir Blumenbuketts geschenkt, dagegen entsprachen die Kränze bei Prinzessin Dianas Beerdigung einem Strauß Primeln. Ich bekam Diamantbroschen, einer wollte mich sogar mal mit einer Mansardenwohnung in Saint Germain bedenken, ich sagte nein, ich dummes Ding, Stolz ist so lästig. Aber wirklich, Simon, kein Mann hat mir jemals solche Geschenke gemacht wie du.«

»Gern geschehen«, sagte er. »Und alles Gute zum Geburtstag.«

Als er Paul lachen hörte, hatte Simon das Gefühl, irgendetwas stimmte nicht ganz an Colettes Freude. Dabei passte die gelbe Vase, in die er die Disteln gesteckt hatte, ausgezeichnet zu Colettes gelben Lederhandschuhen. Darauf hatte er geachtet; Colette liebte Gelb, dieses charakteristische bretonische *jaune*.

»Mon petit primitif, es ist ... ich finde kaum Worte«, sagte Colette. Sie nahm ihre Sonnenbrille ab. Sie hatte vergangene Nacht über Liebesbriefen von Männern geweint, an die sie sich nicht mehr hatte erinnern können. Aber diese Menschen durften die Spuren sehen. Weil all die Tränen, die eine Frau in einem Frauenleben weint – aus Leidenschaft, aus Sehnsucht, aus Glück, aus Rührung, aus Zorn, aus Liebe und aus Schmerz –, weil all die Fjorde der wilden Wasser gemildert wurden unter dem Blick von Freunden.

»Weißt du, Kugeldisteln ... die sind selten«, stotterte Simon jetzt. »So wie du, Colette, man findet dich nicht einfach so.«

Colette nahm Simons Gesicht in beide Hände. Sie betrachtete seine tiefen Falten um die Augen, in denen man kleine Centstücke verstecken könnte. Dann küsste sie ihn sanft auf seine Mundwinkel, spürte seinen drahtigen Schnurrbart. Er roch nach Sonne und Meer.

»Ähh ...«, begann Paul, »die Rumänin ist übrigens da.«

»Welche Rumänin, mon cher?«, fragte Colette milde.

»Die neue Köchin. Simon hat sie heute aus dem Meer gefischt, aber eigentlich kommt sie aus Deutschland.«

»Aha. D'accord«, antwortete Colette verwirrt.

»Sidonie und Marieclaude kommen!«, sagte Simon.

»Wird aber auch Zeit. Ich möchte endlich anfangen, mich an meinem Sechsendsechzigsten zu betrinken«, seufzte Colette.

Sechsendsechzig. Wie schnell man doch alt wurde. Sidonie war ihre älteste Freundin, seit ... ja, seit wann eigentlich?

Sie kannten sich, seit Colette während ihres Studiums in Paris zu einem Fest des 14. Juli zurückgekehrt war und Sidonie in einer Gruppe von jungen Leuten aus Kerdruc, Névez, Port Manec'h und den umliegenden Gehöften getroffen hatte. Colette hatte die Achtzehnjährige voller Neugier betrachtet, in ihrer Bigouden-Tracht mit der hohen Haube. Reif war sich Colette mit fünf- undzwanzig neben ihr vorgekommen.

Die Steinmetzin hatte nach dem frühen Tod ihres Mannes Hervé nie wieder geheiratet und das alte Steinhaus in Kerambail, kurz vor Kerdruc, allein renoviert. Colette liebte Sidonies Lächeln. Sie arbeitete lächelnd, sie schwieg lächelnd, sie meißelte Granit, Basalt und Sandstein lächelnd. Wenn sie lachte, sah sie aus wie eine Mairaupe, rund und freundlich.

Und jetzt lachte Sidonie laut über das, was Marieclaude erzählte, kaum dass sie und die Friseurin aus Pont-Aven sich zu Simon, Paul und Colette an den Tisch gesetzt hatten.

»In der Tat, hatte Madame Bouvet gesagt, in der Tat gibt diese Verrückte aus dem Wald ihren Katzen und Hunden bestes Fleisch – von chinesischem Porzellan!« Marieclaude ahmte die Bouvet so treffend nach, dass Colette in ihren Bellini prustete.

»Also, diese Bouvet ist der Inbegriff katholischer

Kneifärsche.« Marieclaude kraulte ihren Schoßhund Loupine. Sie hatte eine gute Geschichte als Erste gehört und sie brühend heiß weitererzählt. Die Friseurin war zufrieden mit sich, vor allem mit ihrer Idee, die Geschichte ein wenig kreativ aufzupeppen und Emile Goichon als nackten Wilden hinter Madame Bouvet herlaufen zu lassen, mit der Meute von Hunden. »Fass, Madame Pompadour!«, habe er gebrüllt, und der Köter war dem Kneifarsch an die Schürze gegangen.

»Hast du Kneifarsch gesagt?«, fragte Colette die Friseurin.

»Sie hat Breitarsch gesagt«, insistierte Paul.

»Oder war's nicht Weitarsch?«, meinte Simon.

»Mon primitif, was bitte sehr sind Kneifärsche?«, wiederholte Colette.

»Frag Paul«, sagte Simon, »der kennt sich aus.«

»Wo ist Yann? Der könnte uns ein paar Ärsche malen, und dann sehen wir es ja«, grinste Paul.

»Sprich nicht so über meinen Lieblingsmaler«, herrschte Colette ihn an. Sie plante eine große Ausstellung in Paris mit Yann Gamé. Das einzige Problem war, dass er davon nichts wusste. Er wollte davon nichts wissen – er malte ja lieber seine kleinen Fliesen, es war zum Verücktwerden! Der Mann musste große Bilder malen! Aber vor der Größe schreckte er zurück. Oder hatte er einfach noch nicht sein Motiv, fehlte ihm eine Muse? Das Meer, eine Frau, eine Religion, manchem diente bereits ein Stück Gebäck, das sah man ja an Proust und seinen Madeleines.

»Ihr redet wie Teenager!«, schimpfte Marieclaude.

»Und du redest wie meine tote Großmutter«, schaltete

sich Colette ein. »Wie geht es deiner Tochter, hat sie schon deinen Enkel auf die Welt gepresst?« Colette bedruckte ihre Elfenbeinspitze mit der nächsten Gauoise, von der sie den Filter abbrach.

»Mein Gott! Gestern war ich noch so alt wie Claudine, heute werde ich Großmutter. Na ja, in zwei Monaten.«

»Hat sie dir gesagt, von wem sie die Ente im Ofen hat?« Colette blies einen Rauchkringel.

»Ich wollte ja in ihrem Tagebuch nachschauen. Aber ich hab das Schloss nicht aufbekommen«, schmolzte Marieclaude.

Simon beobachtete Colette. Ihr Mund verriet Sinnlichkeit, ihr Stirnmosaik ihren Hang, zu zweifeln, aber von keiner hart erarbeiteten Überzeugung abzuweichen. Bei ihr hatte alles einen aristokratischen Platz im Gesicht. Sie war so schön.

»Also! Mon primitif, kennst du eine Hausperle, die Emile und Pascale zur Hand gehen könnte? Sein Parkinson wird nicht besser, und ihre ... wie heißt das? Demenz? Wenn man alles vergisst? Die beiden vereinsamen da draußen im Wald.«

»Wieso, sie haben doch ihre Millionen von zugelaufenen dreibeinigen Hunden und einohrigen Katzen. Da ist man nicht einsam. Man bekommt sogar eine Legion Flöhe gratis dazu«, zirpte Marieclaude und kontrollierte den Sitz ihrer sorgfältig gelegten roten Löckchen.

»Und Wanzen«, ergänzte Paul.

»Und Läuse«, setzte Marieclaude nach.

»Die Goichons sind vielleicht verflucht worden«, wisperte Sidonie.

»Von dem Kneifarsch?«, fragte Simon.

»Geht das schon wieder los«, klagte Marieclaude.
»Wir sind alt. Wir dürfen das«, sagte Colette trocken.
»Ich bin nicht alt«, korrigierte die Friseurin spitz und richtete ihre Löckchen. »Ich habe nur etwas länger gelebt als andere.«
»Wisst ihr, was das Tragische an der höheren Lebenserwartung ist?«, fragte Paul auf einmal ernst. Alle sahen ihn erwartungsvoll an.
»Dass man länger Zeit hat, unglücklich zu werden.«

13

Laurine!« Geneviève Ecolliers Kinn stieß wie ein Bugsprit hervor. Die Tasse, die Jeanremy ihr gereicht hatte, zuckte in Mariannes Händen.

Die Serviererin stellte sich artig neben dem Küchentresen auf.

»Streck nicht so die Brust raus, Kind, es werden heute eine Menge *kihogs* da sein. Irgendwann gehst du mit diesen gallischen Hähnen auf ihr Schiff, und im nächsten Jahr kennen sie dich nicht mehr.«

Laurine verschränkte die Arme vor ihrem Busen. Auf ihren Wangen erschienen zwei zartrosa Tupfer.

Laurine wurde ständig von einem der Pariser Jachtbesitzer eingeladen, auf seinem Schiff Champagner zu trinken. Sie wusste nicht, wie sie mehr als dreimal nein sagen sollte, denn dann beteuerte man ihr, man wäre so unglücklich über ihre Absage. So sehr, dass man in den

nächsten Wochen leider drüben in Rozbras essen müsste, um über den Kummer hinwegzukommen.

Und das wäre schlimm für Madame Geneviève, denn am anderen Ufer des Aven saß ihr größter Konkurrent, den Hunger und die Brieftaschen der Segler betreffend, die ihr Boot zwischen den beiden kleinen Häfen Kerdruc und Rozbras parkten, ohne je abzulegen.

Laurine wusste nicht, wie sie dieses Dilemma lösen sollte. Ging sie mit, hatte sie bald das, was man einen Ruf nannte. Ging sie nicht mit, hatten Madame Geneviève und das *Ar Mor* bald keine Gäste mehr, weil die dann alle in Rozbras bei Alain Poitier und in der Bar Tabac saßen, um *moules frites à la crème* zu essen.

»Laurine! Hör auf zu träumen! Die Spezialitäten des Tages: Thunfisch nach Art der Concarneau-Fischer, *cotriade*, *huîtres de Belon*, *moules marinières*, *noix de Saint-Jacques Ar Mor au naturel* oder gratiniert oder mit einer Cognacsauce. Kurz, unser testosterongestörter Koch hat wieder zu seiner alten Form gefunden. Schreib das auf, sonst vergisst du es wieder, Kindchen.«

Marianne genoss die Stimme von Madame Ecollier; sie war so voll und dunkel wie der Kaffee, den ihr Jeanremy zu ihrem kleinen Frühstück, einem köstlichen Käseomelett, zubereitet hatte.

Laurine malte sich die Worte gehorsam auf ihren liniierten Kellnerblock.

»Was ist Tes... Treso... Tostrongestört?«, fragte sie dann.

»Salzsucht«, antwortete Madame Geneviève kurz angebunden und richtete ihren Schießschartenblick auf Jeanremy. »Es wäre gut, du würdest die Dame endgültig aus deinem Gedächtnis verbannen!«

»Was denn für eine Dame?«, fragte Jeanremy vorsichtig.

»Wegen der du das Salz briкетweise in den Sud geschüttet hast!«

»Jeanremy nimmt zu viel Salz wegen einer Dame?«, fragte Laurine.

»Er ist verliebt. Verliebte Köche nehmen zu viel Salz.«

»Und unglückliche?«

»Zu viel Cognac.«

»In wen ist Jeanremy denn verliebt?«, fragte Laurine.

»Als ob das nicht ganz und gar ohne Belang wäre! Allez, allez, an die Arbeit, Laurine! Zeig Madame Mariann bitte das Muschelzimmer in der Auberge.«

Geneviève Ecollier lächelte Marianne flüchtig zu. Ja. Vielleicht war diese Frau, die zufällig an dieses Ende der Welt gespült wurde, alles, um was sie in den vergangenen Monaten gebetet hatte. Und waren Zufälle nicht manchmal Angebote des Schicksals?

Jeanremy schob Marianne ein Bündel weiße Kleidung hinüber und ein Papier. Marianne starrte darauf.

Jeanremy deutete auf einen Betrag in der Mitte: 892 Euro, und die Anzahl der Stunden daneben schien die Wochenarbeitszeit zu sein, jeden Tag außer Dienstag und Mittwoch sechs Stunden; außerdem stand dort Logis.

Sie betrachtete wieder die Kleidung. Küchenkleidung, jener ganz ähnlich, die sie in der Hauswirtschaftsschule getragen hatte. Jeanremy sah sie bittend an.

Marianne fühlte sich schmutzig und ungepflegt in ihren alten Sachen. Die weiße Kleidung roch nach Seife, und Marianne sehnte sich danach, sich die vergangenen

Tage von der Haut zu schrubben und in die frische weiße Wäsche zu schlüpfen.

Und das war der einzige Grund, warum sie ihren Mädchenamen auf die gestrichelte Linie setzte.

»Bon«, sagte Jeanremy erleichtert. Dann reichte er ihr noch eine Kochhaube, die wie eine Baskenmütze geschnitten war.

Marianne klemmte sich das Bündel unter den Arm und folgte Laurine über den kleinen Hof zum Seiteneingang der Auberge. Unbemerkt lief ihnen der rotweiße Kater hinterher und schlüpfte mit durch die Tür.

Jeanremy ordnete seine Beute von der Fischauktionshalle in Concarneau, packte Rochen, Limanden und Thunfische in Styroporkisten voller zerstoßenem Eis. Die Taschenkrebse klapperten mit ihren Schalenfüßchen. Madame Genèvieve kontrollierte die Rechnungen.

»Was würdest du davon halten, wenn ich das Hotel wieder eröffne, *kerginan*?«, fragte sie gespielt beiläufig.

»Viel«, antwortete er. »Aber wieso kommen Sie ausgerechnet jetzt darauf?«

Geneviève Ecollier seufzte auf. Dann antwortete sie leise: »Diese Frau aus dem Meer ... diese Mariann. Weißt du, an wen sie mich erinnert? An mich selbst. Mich selbst, wenn ich Angst habe.«

Jeanremy nickte. Manchmal sah man in den Gesichtern von Fremden seine eigenen Träume und auch seine eigenen Zweifel.

Er stellte Geneviève den Teller mit dem Omelett hin. Er hatte es mit rotem Basilikum verziert. In Herzform.

»Mon Dieu, Jeanremy. Willst du mir damit etwas sagen?«

»Allerdings: bon appétit.«

Sie aß schweigend und stellte den Teller in die Spülküche. »Wie auch immer. Verderbe mir nicht wieder den *foñs*, hörst du?«

Der *foñs*. Und das Leben. Alles konnte so leicht verderben.

Der junge Koch versuchte, nicht an Laurine zu denken. Aber das war so schwierig, als wenn er sich vorgenommen hätte, nicht mehr zu atmen. Einatmen: Laurine. Ausatmen: Laurine.

War sie in seiner Nähe, verwechselte er Löffel mit Messern, war einfach völlig kopflos.

Es war unmöglich, dass er sie so betörte wie die anderen Frauen: sie nach und nach in sein Bett kochte mit süchtig machenden kleinen Bissen, hier ein Stück Taschenkrebs in Spargelcremesauce, dort das beste Käseschinkencroissant der Welt. Eine *coquille Saint-Jacques* mit einem Teelöffel samtigen Cognac und der seltenen Chantilly-Sahne, serviert in der eigenen Schale, entsprach in Jeanremys Augen mehr Romantik als alle Baccara-Rosen dieser Welt. Jeanremy wusste, warum es mit ihr anders war als mit allen Frauen zuvor: Er hatte sich verliebt. Und seine Gefühle waren echt und tief und rein. Nun, nicht ganz und gar rein: Natürlich wollte er mit Laurine schlafen. Aber er wollte vor allem mit ihr leben. Jeden Tag. Jede Nacht.

Es war Jeanremy ein Rätsel, wie er seit zwei Jahren neben Laurine atmen konnte, ohne sie je geküsst zu haben.

Laurine ging vor Marianne durch die Aubege. Im Treppenhaus lag ein roter Teppich, die Wände waren mit hellem, kostbarem Stoff bespannt, und aus jedem Fenster sah man das Wasser.

Als Marianne die zarte Laurine beobachtet hatte, begriff sie, warum es Männer gab, die magisch angezogen wurden vom Leid der Frauen. Vor allem von der Trauer um einen anderen Mann. Ja, es konnte für manche Männer kaum etwas Erotischeres geben, als einen Rivalen wegheilen zu wollen. Es war ein egoistisches, masochistisches, sadistisches Unterfangen, und es war blind für die Wahrhaftigkeit des Liebeskummers.

Mich hat nie ein Mann so trösten wollen, dachte sie. Schade, einerseits.

Andererseits hatte Lothar Marianne nicht einmal getröstet, als ein Knoten in ihrer Brust entdeckt wurde und es lange nicht klar war, ob er bös- oder gutartig war. Ihre Angst hatte Lothar Angst gemacht, also hatte Marianne nicht darüber geredet, um ihn nicht zu beunruhigen. »Ich will leben, verstehst du«, hatte er ihr zugebrüllt. »Das zieht mich runter!«

Kurz danach kam der Tag, an dem seine Geliebte Sybille vor Marianne stand und sie aufgeweckt hatte aus dem schönen Schein, dass eine Ehe, ein Haus am Ende eines Wendehammers und ein Zimmerbrunnen alles ist, was Frauen brauchen.

Lothar hatte nach der Affäre mit Sybille so schnell wie möglich zum Alltag zurückgewollt. »Ich hab gesagt,

dass es mir leidtut, was soll ich denn noch tun?« Damit war das Thema für ihn vom Tisch.

Nach ein paar Jahren hatte der Schmerz nachgelassen; die Zeit hatte Marianne getröstet. Und die Tatsache, dass Lothar seine anderen Affären geheim hielt. Zumindest so lange, bis es ihm zu anstrengend geworden war, zu lügen. Dann legte er Indizien Spuren in der Hoffnung, Marianne würde ihn mit einer Szene erlösen. Marianne hatte ihm den Gefallen nicht getan.

Am Ende des Flurs im dritten Stock ging es drei Stiegen zu einem kleinen Vorraum hinauf, von dem rechts ein großes, weiß-blau gekacheltes Badezimmer abging; eine Badewanne mit Löwenfüßen, ein goldener Spiegel und weißer Marmor an den Wänden. Dann öffnete Laurine die letzte Tür; an ihr klebte eine Jakobsmuschel.

Als die Tür aufschwang, blinzelte Marianne überrascht; die Junisonne strahlte ihr direkt in die Augen.

Laurine lächelte, als Marianne mit offenem Mund das Zimmer betrat. Ihr selbst ging es auch immer so, wenn sie das Muschelzimmer unter dem Dach sah. Es war das kleinste Zimmer des Hotels, aber das schönste. Polierte Schiffsplanken, weiche, helle Teppiche. Vor dem französischen Bett eine gebeizte Truhe, an einer Wand ein großer runder Spiegel, in einer Ecke unter dem Spitzdach ein Bauernschrank. Ein zarter Paravent trennte eine Spiegelkommode ab, davor ein samtbezogener Hocker. Der Kater lief an den Frauen vorbei und kletterte auf das Bett.

Das Berauschendste jedoch war der Blick aus den hohen Flügel Fenstern. Er reichte einmal bis zum Meer und zurück.

Marianne musste sich einen Moment auf das Bett setzen.

Ein ganzes Zimmer für mich allein?

Laurine öffnete die Fenster weit, und der Sonnenschein flutete das Zimmer. Dann ging sie nach unten.

Marianne ließ sich zurückfallen. Das Bett war nicht zu weich, nicht zu hart, und die Decken waren weiß und kühl. Im Liegen holte sie die Fliese aus der Handtasche. Sie stellte sie auf das weißlackierte Schränkchen neben dem Bett und blickte so auf das gemalte Kerdruc auf der Kachel, und auf das ungemalte, das wirkliche. Der Maler musste genau hier gestanden haben. Sie konnte sich kaum entscheiden, welches Kerdruc bezaubernder war. Verzaubernder.

Es war Marianne, als ob ihr ein Geschenk überreicht worden wäre. Nur wusste sie nicht, warum oder ob sie es annehmen durfte.

Der Kater drängte sich in ihre Armbeuge. Es war still in der Auberge, aber nicht diese Totenstille, die Marianne so oft zu Hause als Bedrohung empfunden hatte. Das hier war eine lebendige Stille.

Marianne dachte an die Frauen, die ihr bisher in ihrem Leben begegnet waren, und wie sie versucht hatten, ihr das Leben zu erklären. Sie hatten viel gesagt, wenn sie nicht sprachen; es war die Stille zwischen ihren Worten gewesen, die Marianne gerührt hatte.

»Ich habe ein Recht auf Liebe!«, hatten die meisten der Mütter von den Kindern im Hospizkindergarten gemeint. Klang wie »Ich habe ein Recht auf soziale Bezüge.« Von Konfliktfähigkeit redeten sie, die ein Mann haben müsste. Und danach wurden sie still.

Ich kenne die Liebe nicht, dachte Marianne. Ich weiß nicht, bis zu welchem Preis sich Liebe lohnt. Oder was Männer überhaupt von ihr halten. Von ihr und der Konfliktfähigkeit.

Konfliktfähigkeit bedeutete für Lothar, dass er sich einen Konflikt kategorisch verboten hatte.

Marianne entdeckte eine Spinnwebe über der Spiegelkommode. Sie dachte an ihre Nachbarin Grete Köster und ihre unerfüllte Liebe zu dem Friseur in ihrem Viertel. Es waren heiße Augusttage vor zwölf Jahren, als Grete Marianne bei einem Glas Sherry, den sie sich in Gretes Keller genehmigten, gesagt hatte: »Wie bigott das Leben doch ist. Als junges Mädchen mussten wir die Beine zusammenhalten, um nicht so eine zu sein, als Ehefrau machte man sich verdächtig, wenn man zu viel Spaß hatte, und kaum wurde man vierzig, war man zu alt. Gibt es irgendein richtiges Alter für Frauen und das, was sie da unten haben? Ich will da keine Spinnweben ansetzen!«

Marianne hatte damals nichts darauf zu sagen gewusst. Das, was bei ihr zwischen den Beinen war, hatte sie sich niemals angesehen und konnte demnach auch keine Auskunft über Spinnweben geben.

Da unten war eine unerforschte Zone, die so ungenutzt war wie ihr Herz.

Marianne stand auf und ging ins Badezimmer, um eine heiße Dusche zu nehmen. Dann schlang sie sich das weiche Badetuch um den Körper, verließ das Dachgiebelzimmer und schritt barfuß über die staubigen Teppiche durch die Aubege.

Marianne zählte fünfundzwanzig Zimmer auf den drei

Etagen, und in jedem waren Laken über die Möbel gelegt; über vielen Betten schwebte ein romantischer Baldachin. Die Zimmer besaßen alle einen Zugang zu dem die ganze Fassade umlaufenden Holzbalkon. Es war ein wunderschönes Hotel, wie gemacht für Liebende.

An den Toilettentüren hing ein mehrsprachiges Schild. »Wir bitten unsere Gäste, Zigaretten nicht in die Toilette zu werfen. Nasse Zigaretten können nur schwer wieder entzündet werden.«

Eine große Tür am Ende eines großen Flurs führte zum Speisesaal. Als Marianne ihn öffnete, stand sie mitten in einem Gemälde. Männer und Frauen am Strand, die einen neigten sich gegen den Wind, die anderen ließen sich von ihm treiben. Marianne drehte sich einmal um sich selbst, um das endlose Bild zu betrachten. Eine trutzige Kirche, direkt am Meer, einige Frauen schlugen Tang.

Sie war mitten in eine Zeit geschritten, in der es eine Marianne Lanz noch nicht gegeben hatte. Eine Zeit, in der ihre Großmutter noch ein Kind gewesen sein musste und noch nichts davon wusste, dass sie eines Tages einen Mann treffen würde, der seine dreifarbigten Augen an Marianne weitervererben würde. Einen Mann, dessen Name sie niemals und niemandem verraten würde. Alles, was Marianne wusste, war, dass der Vater ihres Vaters das gleiche Mal trug wie sie: drei Flammen, verbunden wie ein Feuerrad auf der Herzseite der Brust.

Als sie die Treppe wieder hinaufstieg, bemerkte sie die Tapetentür auf dem Zwischengeschoss. Als Marianne sie öffnete, blickte sie in eine dunkle Kammer. Erst langsam materialisierten sich Schatten aus der Fins-

ternis. Kleider. Sommerkleider, Abendkleider, Kleider, die eine Frau trug, wenn sie einen Mann traf.

Jedes Kleid eine Erinnerung. An Abende, als sie getragen wurden, zur Liebe, zum Streit, zum Vergnügen. Jetzt hängen sie in einem Ebenholzsarg.

Als Marianne an dem Ärmel eines herrlichen roten Kleides roch, stutzte sie. Es war frisch gewaschen.

Frisch gewaschene Erinnerungen?

Marianne ging wieder nach oben und setzte sich unruhig aufs Bett. Sie schaute sich in dem Zimmer um und überlegte, was es für sie bedeuten würde, hierzubleiben.

Marianne wünschte, dass sie eine Frau gewesen wäre, die allein leben und sich auch selbst trösten konnte, wenn die Knoten im Leben und in der Brust zu viele wurden.

Ein ganzes Zimmer für mich allein.

Eine Nacht. Eine einzige. Sie würde es eine Nacht ausprobieren, wie es war, wenn eine Frau ein ganzes Zimmer nur für sich allein hatte.

Dann zog sie die Küchenkleider an und setzte sich zögernd die weiße Kochhaube auf. Vor dem Kochen im *Ar Mor* hatte Marianne nur ein bisschen Angst. Diese Küche war nahezu so alt wie sie; sie würden sich verstehen.